Ein Buch, das nicht jedem behagen dürfte, dennoch mit Spannung gelesen werden kann. Der Autor hält mit seiner Meinung zu Attentaten auf Staatsoberhäupter, insonderheit auf Hitler, nicht hinter dem Berg. Was das Buch spannend macht, ist die detailierte Beschreibung der vielen Attentäter oder Attentäter-Aspiranten und ihres Vorgehens, die, bis auf Georg Elser und Stauffenberg, nie zum Zuge kamen.

Paar begleitet deren Handeln mit kritischen Worten und bewertet es vor allem auch aus „professioneller Sicht", für die ihm sein ehemaliger Militärdienst bei den Pionieren der Wehrmacht mehr als hinreichde Grundlagen bietet. Paars Auffassung zur Planung und Durchführung eines Attentats, auf einen einfachen Nenner gebracht, lautet: Wenn schon, denn schon praxisnah und nicht, wie sein Buchtitel bereits verrät, dilettantisch.

Auf mutmaßliche Pseudo-Attentäter der späten Bekenntnisse hat er ein besonderes Auge geworfen.

Aus dem 412-seitigen Buch werden nur einige Kapitel vorgestellt, der gesamte lange Stauffenberg-Teil ist dabei nicht berücksichtigt worden. Allein die durchaus überraschende Darstellung des Autors, wie das Attentat Stauffenbergs hätte glücken können sowie seine Gedanklen darüber, was sich aus einem Erfolg des Attentats mutmaßlich politisch entwickelt hätte, werden noch eingefügt, ebenso das Quellenverzeichnis und eine Fotoseite mit den meisten der im Buch erwähnten Hauptpersonen.

Wer das Buch ganz lesen möchte, hätte die Gelegenheit, es selbst zu erwerben, da es im Antiquariatshandel noch häufig für wenig Geld zu haben ist.

* * * * * * *

Hans Paar

Dilettanten gegen HITLER

Offiziere im Widerstand

ihre Worte
ihre Taten

VERLAG K.W. SCHÜTZ KG · PREUSSISCH OLDENDORF

1. Auflage 1985
Copyright by K.W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf
Gesamtherstellung:
Kölle-Druck GmbH, Preußisch Oldendorf

ISBN 3-87725-112/9

INHALT

VORWORT 7
EINLEITUNG 13

VON WEIMAR ZUM WIDERSTAND 13
Weimar 14
Widerstand 38
Tun und Lassen – Juni 1934 bis März 1944 49
Ossietzky 50
Gisevius 54
General Beck 59
Generalsverschwörung im September 1938 70
Elser – ein Attentat und seine Auswirkungen 81
Erich Kordt 90
Oster 101
Offizierskompanie 115
Schlabrendorff 125
Gersdorff 141
Das Messer im Stiefelschaft 155
Breitenbuch 170
Der Attentatsplan des Generalmajors Helmuth Stieff 174

STAUFFENBERG 178
Schwankend wie ein Rohr im Winde 178
Die Chance 192
Der Umfall – Stauffenbergs Hinwendung zum Widerstand ... 205
Der Geschäftsführer 214
Attentat 224
Der 15. Juli 1944 224
Wortgefecht am 15. Juli 1944 231
Vorbereitung des Attentates 239
Verbote 258
Behinderung durch Handverletzung 264
Das unvermeidliche Risiko 270
Unabkömmlich 274

Wurde Stauffenberg beim Verpacken der Bombe gestört? 281
Die Zange 287
Stauffenbergs Kopfverletzung 291
Mütze und Koppel 293
Warten auf die Detonation der Bombe 296
Der Weg ins Freie 299
Landung in Berlin 303
Staatsstreich 308
Vorbereitung des Staatsstreiches 309
Besetzung des Rundfunksenders 314
Einsatz gegen Waffen-SS und Gestapo 323
Nachrichtenverbindung 328
Der Griff nach dem Strohhalm 333

ASPEKTE 339
Rechtsfragen 339
Der Katholik Stauffenberg 345
Stauffenberg als Politiker 358
Ergebnis der Beweisaufnahme 262

NACHTRAG 363
Quellen 363
Die Bundeswehr und der 20. Juli 1944 369
Der fast perfekte Tyrannenmord 382
Harry Wittner in der Kroll-Oper 393
Rückblick und Ausblick 399
Epilog 404

PERSONENREGISTER 405
QUELLENVERZEICHNIS 410

GENERALSVERSCHWÖRUNG IM SEPTEMBER 1938

Während der Sudetenkrise im September 1938 sollen einige deutsche Offiziere einen Militärputsch gegen Hitler geplant und vorbereitet haben. War es wirklich, wie Walter Görlitz schreibt, „ein sorgfältig generalstabsmäßig ausgearbeiteter Plan"?

Der an diesem Unternehmen beteiligte damalige Regierungsrat Gisevius schildert zwar aus seiner Sicht recht anschaulich die Vorgeschichte und vor allem die dramatischen Stunden des 28. September, als der Putsch unmittelbar bevorstand; doch fehlt seiner Reportage die rechte Überzeugungskraft. So fehlt es vor allem an schriftlichen Belegen für seine sensationellen Behauptungen, da er keine Beweisdokumente vorlegen kann.

Nun müssen es nicht immer Dokumente sein; es gibt auch noch andere Beweismittel. Bei generalstabsmäßiger Vorbereitung einer Aktion von derartigem Ausmaß kommen sachbedingt unendlich viele technische Details zur Sprache, und daher müßten alle Beteiligten den kritischen, skeptischen Frager mit einer Fülle konkreter Angaben geradezu überschütten können. In dieser Hinsicht jedoch hapert es: Statt überzeugender, nüchterner Daten werden nur romanhaft aufgemachte Stimmungsbilder und Milieuschilderungen geboten.

Zum eigentlichen Putschplan, zur Technik der Ausführung, sagen Gisevius und auch die anderen Autoren recht wenig, trotz vieler Worte:

Sobald Hitler gegen die Tschechen losschlagen will, sobald die letzten Maßnahmen vor dem ersten Schuß befohlen sind, soll General v. Brockdorff-Ahlefeldt mit seiner 23. Division von Potsdam aus die Reichshauptstadt besetzen, während der Kommandierende General v. Witzleben mit einem Stoßtrupp in die Reichskanzlei eindringt, um Hitler festzunehmen. Hierbei wollen einige der Beteiligten – so der Major Heinz und der Kapitänleutnant Liedig – einen Zwischenfall provozieren und Hitler erschießen.

Das ist so ziemlich alles, was sich an realer Substanz aus der umfangreichen Literatur heraussieben läßt. Die Nachwelt erfährt wohl das Endziel der Frondeure; doch wie die zahlreichen Schwierigkeiten dieses Unternehmens ausgeräumt und bewältigt werden sollen,

darüber schweigen alle noch so wortreichen Erzähler, auch der beredte Gisevius.

Mochten die Militärs diesen unbequemen Zivilisten auch aus allen militärischen Beratungen und Entscheidungen auszuschließen versucht haben, so mußte gerade er, wenn schon kein anderer, die Kardinalfrage aufwerfen: Wie reagiert die Truppe? Werden die Soldaten mitmachen? Derlei Meditationen über psychologische Probleme waren bei einem vergleichbaren früheren Unternehmen, beim Kapp-Lüttwitz-Putsch, überflüssig gewesen, als die legendäre Brigade Ehrhardt nach Berlin marschierte. Die Rebellen von 1920 waren ja keine Regierungstruppen, sondern allesamt, vom Kommandeur bis zum linken Flügelmann der letzten Kompanie, überzeugte Parteigänger ihres verehrten Kapitäns, dem bedingungslos zu folgen sie bereit waren, auch und gerade gegen die Regierung, gegen die „Roten".

Jetzt aber, im September 1938, will Witzleben mit einer auf Hitler vereidigten Truppe gegen diesen Hitler antreten! Zwar kann er sich auf die Ergebenheit des Divisionskommandeurs Brockdorff-Ahlefeldt verlassen; wie aber steht es mit den Regiments- und Bataillonskommandeuren? Baut er jetzt auf den vielfach so tapfer geschmähten Kadavergehorsam, auf die Barras-Maxime „Befehl ist Befehl"? Kaum wahrscheinlich. Noch unwahrscheinlicher jedoch die Annahme, man könnte einige hundert Offiziere, zumeist jüngere, regimetreue Hauptleute und Leutnants, überrumpeln mit der fadenscheinigen Parole „Putsch der SS! Die Wehrmacht schafft Ordnung"!

Wenn aber auch – utopischer Optimismus! – die Offiziere alle mitmachen, dann sind da doch auch noch die Unteroffiziere: die jüngeren von ihnen in der SA oder in der Hitlerjugend auf Führertreue ausgerichtet; die älteren, die „Zwölfender" der Reichswehr, auch nicht gerade prädestiniert für einen Putsch gegen Hitler, dem viele von ihnen die Möglichkeit verdanken, nach ernüchternden Zivilberufserfahrungen die geliebte Uniform wieder anzuziehen.

Dank militärischer Disziplin mag es wohl einem putschenden Hauptmann gelingen, seine Soldaten in geschlossener Formation zu undurchsichtigen Aktionen zu führen. Wenn aber die Kompanie, in Gruppen aufgeteilt und räumlich auseinandergerissen, seinem unmittelbaren persönlichen Einfluß entzogen ist, dann hängt es von der Frontstellung der Zug- und Gruppenführer ab, ob die Befehle im

Sinne der Putschisten ausgeführt werden – ein krasser Gegensatz zu der ideologischen Geschlossenheit in den Freikorps der frühen Weimarer Jahre!
Eine solch gefährliche Zersplitterung der Truppe aber ergibt sich zwangsläufig aus dem Schema des Putschplanes, wie es sich nach den Berichten der Widerstandsliteratur rekonstruieren läßt.
General Lüttwitz wollte seinerzeit die Regierung mit einer Machtdemonstration einschüchtern und zum Aufgeben veranlassen. Er hielt seine Truppe an einigen Schwerpunkten in größeren Verbänden zusammen, so daß angesichts der martialisch aussehenden, kriegserfahrenen Soldaten hinter ihren feuerbereiten Maschinengewehren jeder Gedanke an militante Gegenaktionen aussichtslos erschien. Kapp und Lüttwitz rechneten mit einer aufrüttelnden Signalwirkung dieses Aufmarsches und mit einem Umschwung im ganzen Reichsgebiet, so wie sich im November 1918 aus lokalen Revolten die Revolution entwickelt hatte. Diese Rechnung ist nicht aufgegangen, der Putsch zusammengebrochen, nicht etwa infolge entschlossener Gegenmaßnahmen der Regierung, die gar kein Machtinstrument zur Hand hatte. Denn „Truppe schießt nicht auf Truppe", erklärte kühl ablehnend der Chef der Reichswehr General v. Seeckt. Der Kapp-Lüttwitz-Putsch ist vielmehr an der Passivität der Bevölkerung gescheitert, am Generalstreik der Arbeitermassen. Schon nach wenigen Tagen war alles vorbei, und es ist daher durchaus verständlich, daß Witzleben nun das Experiment von 1920 nicht kopieren will.
Lüttwitz hat, wie der Soldat sagt, „geklotzt" und verloren. Will Witzleben es jetzt mit dem „Kleckern" versuchen? Denn darauf läuft es doch hinaus, wenn der neue Marsch auf Berlin so durchexerziert wird, wie es der vom Kronzeugen Gisevius informierte Autor Peter Hoffmann beschreibt:
Besetzung der Rundfunksender, der Fernsprech- und der Fernschreibanlagen mit sämtlichen Verstärkerämtern der Reichspost; Besetzung der Reichskanzlei, der wichtigsten Ministerien, der wesentlichen von Parteileuten geleiteten Berliner Ämter; Besetzung der Polizeidienststellen („möglichst vollständig und schlagartig in die Hand bekommen"); Ausschaltung der Waffen-SS und der Gestapo ... Soweit das Programm.
Bei diesem Gießkannen-Einsatz wäre die Masse der 23. Division, die hierfür vorgesehen war, in den weiten Räumen Groß-Berlins versik-

kert, geradezu aufgesaugt vom unübersichtlichen Häuserlabyrinth der Millionenstadt. Falls der erfahrene Taktiker Witzleben dennoch bereit gewesen sein sollte, unter Mißachtung aller militärischen Prinzipien seine Kräfte so dilettantisch zu verzetteln, dann stellt sich die Frage nach der Grundkonzeption des Aufmarsches. Hierfür kommen zwei konträre Lösungen in Frage: Fächer oder Kessel.

Der Fächer beginnt mit dem Vorstoß der im Raum Potsdam versammelten Division über die Avus in Richtung Stadtzentrum, Regierungsviertel. Hierbei werden die Einsatzgruppen en passant nach links und rechts detachiert, so daß die Streitmacht sich fächerförmig über das ganze Stadtgebiet ausbreitet, verästelt. Die Synchronisierung der Einzelmaßnahmen, das gleichzeitige schlagartige Besetzen der zahlreichen Objekte – für den Erfolg von größter Bedeutung – wäre infolge der erheblich differierenden Länge der Anmarschwege völlig unmöglich.

Bei der zweiten Lösung, beim Kessel, stellt die Truppe sich auf den großen Umgehungsstraßen rings um das Stadtgebiet bereit und rückt dann gleichzeitig konzentrisch zu ihren Punktzielen vor. Auch hieraus ergeben sich schon für die Bereitstellung bedenklich lange Anmarschwege. Für welche Variante hatte Witzleben sich damals entschieden? Weder Halder noch Gisevius geben hierüber Auskunft.

Nächste Frage: „X-Zeit". Ist eine bestimmte Uhrzeit für die Auslösung des Staatsstreiches festgelegt, oder soll der Start unmittelbar nach dem Eingang entsprechender Meldungen aus der Reichskanzlei erfolgen? Letzteres kann zu neuen Schwierigkeiten führen. Angenommen, Halder erfährt den endgültigen Angriffsbefehl Hitlers in den Morgenstunden und gibt sofort Alarm für die 23. Division. Erfahrungsgemäß befinden sich die einzelnen Kompanien um diese Tageszeit weitverstreut auf dem Übungsgelände. Infolgedessen erfordern die Übermittlung des Alarmbefehls und der Rückmarsch zu den Kasernen einen erheblichen Zeitaufwand. Und dann dauert es noch eine ganze Weile, ehe der Einsatz erfolgen kann, da nun erst noch die Gefechtsbereitschaft hergestellt werden muß – Ausgabe scharfer Munition –, ganz abgesehen von der Tatsache, daß die von einem vielleicht stundenlangen Marsch ermüdeten Soldaten jetzt einer Ruhepause bedürfen.

Problematisch wäre auch eine Alarmierung in den Abendstunden: Die dienstfreien Soldaten haben Ausgang und sind – wenn überhaupt

– nur mittels Rundfunkdurchsage oder Einsatz von Lautsprecherwagen zu erreichen. Beides aber kommt aus naheliegenden Gründen nicht in Frage. Dasselbe gilt, unabhängig von der Tageszeit, für das ganze Wochenende. Es war nicht nur den Putschisten, sondern aller Welt bekannt, daß Hitler genau aus diesem Grunde den Samstag für seine Überraschungscoups bevorzugte.

Trifft die auslösende Nachricht aber nachts ein – bei Hitlers Vorliebe für nächtliche Konferenzen sogar wahrscheinlich –, dann findet der einige Stunden später an der Reichskanzlei eintreffende Stoßtrupp alle Tore und Türen verschlossen, ein zusätzliches Hindernis, da nun der Eintritt nur mit Gewalt zu erzwingen ist. Die Überrumpelung der Wache und die Festnahme Hitlers erscheinen unter diesen Umständen, also generell zur Nachtzeit, einfach unmöglich.

Solche Überlegungen müßten zu dem Schluß führen, daß die Putschisten eine vom Eingang der Casus-belli-Nachricht unabhängige optimale Tageszeit als „Stunde X" für den Beginn der Aktion ausgewählt und festgelegt hatten. Gab es eine solche Termin-Konstante, oder wollte man es darauf ankommen lassen?

Eine weitere, höchst bedeutsame Frage: Wie lange kann der Beginn des Staatsstreichs geheimgehalten werden? Im Gegensatz zum Lüttwitz-Putsch hat die Regierung diesmal nicht nur das Volk, sondern auch alle Machtmittel eines autoritären Staates hinter sich, außer der zumindest in der Masse absolut loyalen Wehrmacht auch noch die über jeden Zweifel erhabene, streng nationalsozialistisch ausgerichtete Waffen-SS. Daher muß Hitler durch einen blitzschnellen überraschenden Schlag so frühzeitig schon im Anfangsstadium des Unternehmens ausgeschaltet werden, daß er keine Gelegenheit bekommt, Gegenbefehle herauszugeben und Abwehrmaßnahmen anzuordnen. Liegt ein solcher Überraschungsschlag unter den gegebenen Umständen im Bereich des Möglichen? Nein!

Schon die Alarmierung der Potsdamer Garnison kann nicht unbemerkt bleiben, geschweige denn der Abmarsch der Division in Richtung Berlin. Auch die strengsten Geheimhaltungsbefehle können nicht verhindern, daß dem Gegner eine mehrstündige Vorwarnzeit zugute kommt. Auch unter den günstigsten Umständen muß es Stunden dauern, ehe der Stoßtrupp Witzleben die Reichskanzlei erreicht, wenn – wie geplant – die Verhaftung Hitlers, die alles

entscheidet, erst nach Abschluß der anderen, oben aufgezählten Maßnahmen und Einzelaktionen vollzogen werden soll.
Anders aber als der Reichskanzler Gustav Bauer im März 1920 ist Hitler nicht der Mann, der den Anmarsch einer Rebellentruppe tatenlos abwartet. Daher werden die Soldaten Witzlebens und Brockdorffs schon weit vor ihren topographischen Zielen auf erbitterten Widerstand stoßen.
Und hier der wesentliche Unterschied zum März 1920: Kapitän Ehrhardt marschierte mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel die Heerstraße entlang zum Zentrum Berlins, am hellichten Tage, mit demonstrativer Siegesgewißheit. Keine Spur von Geheimhaltung oder Verschleierung! Resultat: Die ihm vorauseilende und wie üblich stark übertreibende Gerüchtewelle verschaffte ihm ohne sein Zutun den Nimbus der militärischen Unwiderstehlichkeit. Das flößte dem Gegner mehr Respekt ein, als es angesichts der wahren Kräfteverhältnisse – ein paar tausend Freikorpsmänner gegen das ganze Deutschland Eberts – gerechtfertigt war. So kam es denn auch während des Marsches durch Berlin kaum zu Zwischenfällen. Jetzt aber, im September 1938, muß Witzleben alles daran setzen, daß er sein Ziel – nicht nur topographisch – erreicht, bevor die ersten Gerüchte aufkommen und den Gegner warnen können. Das wäre im Ernstfall natürlich eine schiere Unmöglichkeit!
Trotz aller Skepsis sei angenommen, daß Witzleben das Unmögliche versuchen will, daß er losschlägt, daß die 23. Division marschiert. Weitere – utopische – Annahme: Von der Gegenseite noch keine Gegenbefehle, keine Gegenmaßnahmen; tiefster Friede über Berlin, sofern dies in der Hochspannung jener Tage, auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise, noch gesagt werden kann. – Wie sieht es jetzt an der Putschfront aus, bei den einzelnen Detachements?
Besetzung der Rundfunksender: Es gab damals in der Wehrmacht wohl keinen Leutnant, der sich nicht getraut hätte, mit einem Zug Infanterie zur Masurenallee zu marschieren und das Funkhaus zu besetzen, zumal ihm der entsprechende Einsatzbefehl durchaus plausibel erscheinen mußte: Verhinderung von Sabotageakten in diesen Krisentagen. Voraussetzung für den Erfolg einer Besetzung im Sinne der Putschisten ist aber die Mitwirkung von Fachleuten, die auf Grund ihrer technischen Kenntnisse in der Lage sind, eine wirksame Kontrolle

der Sendungen auszuüben. So hat wohl – um ein künftiges Ereignis vorwegzunehmen – der Major Jacob am 20. Juli 1944 das Funkhaus militärisch besetzt; ungestört jedoch gingen die Sendungen weiter im Sinne und zugunsten der NS-Regierung. Frage an die Geschichtsforscher: Hat man seitens der Putschführung im September 1938 an diesen Aspekt überhaupt gedacht und zweckmäßig vorgesorgt? Wie lautete der Auftrag für den Stoßtruppführer?

Gleiches gilt für die Besetzung der Fernmeldeanlagen der Reichspost, die ebenfalls ohne Mitwirkung von Fachleuten keinen Sinn hat, sofern man sich nicht zu rigoroser Blockierung entschließt, eine Maßnahme, die sich höchst nachteilig für den Verlauf des Staatsstreiches auswirken müßte. Denn ohne Telefonverbindungen entgleitet die nun schon zersplitterte Truppe völlig dem Einfluß der Führung, so daß von Koordinierung der weiteren Maßnahmen keine Rede sein kann.

Weniger von Problemen belastet erscheint die Besetzung der Polizeidienststellen. Hier ist man quasi unter sich, da viele der älteren Beamten in der Reichswehr den grauen Rock getragen haben und das Gewicht eines militärischen Befehls richtig einzuschätzen wissen.

Keine Spur dieser Alte-Kameraden-Idylle findet sich jedoch in den höheren Dienststellen, wo die Beamtenschaft erheblich von Parteigenossen durchsetzt ist. Hier, und erst recht in den Amtsräumen der Gestapo, herrscht ein anderes, eiskaltes Klima. Hier ist außer dem selbstverständlichen passiven Widerstand auch mit gefährlichen Konterschlägen zu rechnen.

Die wichtige, wenn nicht entscheidende Aktion gegen die Waffen-SS ist nicht nur durch dieselbe ideologische Konfrontation gekennzeichnet, sondern auch durch das hier konzentrierte militärische Potential und die besonderen Gegebenheiten der Kasernierung, die eine Überrumpelung fast unmöglich machen. Da bedarf es schon einer generalstabsmäßigen Planung und vor allem einer sorgfältigen, intensiven Erkundung, um den Erfolg dieses gewagten Unternehmens mit einiger Sicherheit zu gewährleisten.

Da genügt es durchaus nicht, daß Gisevius und der Divisionskommandeur v. Brockdorff-Ahlefeldt sich einmal „von Frau Strünck in deren eigenem Auto zur Kaserne der SS-Leibstandarte ‚Adolf Hitler' chauffieren ließen, um sich eine genaue Vorstellung von den für die Besetzung benötigten Truppen zu verschaffen". Soll dieser mehr als

dürftige Hinweis etwa bedeuten, daß es keine sonstigen Erkundigungen gegeben hat? Es scheint so. Andernfalls würde der doch so mitteilsame Gisevius nicht darauf verzichtet haben, seinen Spähtruppbericht durch Bekanntgabe weiterer Einzelheiten zu ergänzen. Gerade er muß doch unendlich viel mehr gewußt haben, wenn es zutrifft, daß er „die Einzelplanungen für die Neutralisierung der Polizei- und SS-Einheiten entwerfen sollte"! Es trifft vermutlich nicht zu.

Nun zum Kernpunkt des ganzen, zum Handstreich Witzlebens auf die Reichskanzlei:

Die ersten Schritte mögen planmäßig und ungestört verlaufen. Wenn ein Kommandierender General in der Wilhelmstraße vorfährt und, begleitet von seinem Adjutanten, zur Reichskanzlei schreitet, dann wird ihn der Polizeiposten am Gitter des Vorgartens mit ehrfürchtigem Respekt passieren lassen; dann werden die beiden Wehrmachtposten an der großen Flügeltür mit besonderem Schneid präsentieren; dann wird die SS-Wache im Torbogen der Einfahrt den bei prominentem Besuch üblichen Empfangsritus absolvieren. War immer so.

Falls aber eine größere Gruppe von Offizieren und Zivilpersonen versuchen sollte, gleichzeitig mit dem General einzudringen, dann würde sich die Szene schlagartig verändern. Wohl könnte es dem Stoßtrupp gelingen, an den beiden präsentierenden Soldaten vorbeizukommen, bevor sie ihre Gewehre in Anschlag brachten. Denn diese Posten, weniger Wache als vielmehr Dekoration, brauchten nicht damit zu rechnen, von ihrer Waffe jemals Gebrauch machen zu müssen. Ihre Tätigkeit war darauf beschränkt, für alle passierenden Offiziere und Diplomaten als Ehrenbezeigungen die bekannten Präsentiergriffe zu zelebrieren. Ihre einzige Sorge war darauf gerichtet, nur ja keinen der prominenten Passanten zu übersehen. Die SS-Wache jedoch wäre nicht zu überrumpeln gewesen. Das war keine Dekoration; das waren keine exerzierenden Marionetten. Das waren im wahrsten Sinne des Wortes „Gardisten", die während des Dienstes nur eine Maxime kannten: den bedingungslosen Gehorsam bis zur letzten Konsequenz. Sie würden auf jeden schießen, sofern ihnen dies geboten erschien oder befohlen wurde, auf jeden, auch auf einen General der deutschen Wehrmacht und seine Begleiter.

Falls der General v. Witzleben diese Mentalität der ihrem Führer verschworenen SS-Männer nicht gekannt haben sollte, dann würde

doch Gisevius, ein Kenner der Verhältnisse, nicht versäumt haben, ihn eingehend zu informieren und zu warnen. Er zumindest, der Duzfreund des SS-Gruppenführers Nebe, mußte wissen, daß ein Handstreich völlig ausgeschlossen war, daß der unbefugte Eintritt zur Reichskanzlei nur unter Einsatz starker militärischer Kräfte einschließlich schwerer Waffen erzwungen werden konnte. Doch auch dann blieb der Erfolg ungewiß, da Hitler während eventueller Kämpfe genügend Gelegenheit haben würde, sich in Sicherheit zu bringen und Gegenmaßnahmen einzuleiten.

Es wäre zu klären, ob die Offiziere des Stoßtrupps unter Führung des erfahrenen Freikorpskämpfers Heinz schon vorher in kleinen Gruppen hätten einsickern können, um sich im Vorraum bis zum Eintreffen Witzlebens bereitzuhalten. Doch dergleichen liest man nirgends, auch nicht bei Gisevius. Ein anderer Akteur, der Legationsrat Erich Kordt, schließt diese Alternative aus. Er wollte dafür sorgen, daß hinter dem Posten am Eingang die sonst nur bei Staatsempfängen offenstehende große Doppeltür geöffnet und so dem Stoßtrupp der Weg gebahnt würde, eine sinnlose Maßnahme, wenn besagter Stoßtrupp schon innerhalb des Gebäudes auf das Erscheinen Witzlebens gewartet hätte.

Nun soll Witzleben zwecks Verhinderung von Gegenmaßnahmen der Wehrmachtführung auch beabsichtigt haben, das Kriegsministerium zu besetzen, um die höchsten Offiziere des Heeres für den Putsch zu gewinnen oder gegebenenfalls verhaften zu lassen. Es ist aus der Literatur nicht ersichtlich, zu welchem Zeitpunkt dies geschehen sollte. Wenn etwa vor der Ausschaltung Hitlers, dann muß sich hierbei die schärfste Konfrontation entwickeln; dann steht Offizier gegen Offizier. Der eine will loyal seinen Dienstpflichten nachkommen, will gerade jetzt, am Vorabend des Krieges, in soldatischem Gehorsam die Befehle des Staatsoberhauptes ausführen. Der andere Offizier, der Putschist, will eben dies verhindern! Wenn es aber darum geht, einen Führerbefehl zu stornieren, dann ist mit beschwörenden Hinweisen auf die Yorcksche Konvention von Tauroggen oder mit durchsichtigen Verschleierungsparolen nichts zu machen. Traut sich der Kommandierende General v. Witzleben genügend Autorität zu, die Offiziere des Kriegsministeriums von der Notwendigkeit des formalen Ungehorsams zu überzeugen, trotz der Bindungen des

Fahneneides? Muß er nicht befürchten, von seinen regimetreuen Kameraden verhaftet zu werden? Kann er sich darauf verlassen, daß die Soldaten seines Stoßtrupps in diesem Falle auf deutsche Offiziere schießen werden, wenn er den Befehl dazu erteilt? Würde er, Witzleben, diesen Befehl erteilen und auf seine Kameraden schießen lassen? Das sind Fragen, die unbeantwortet im Raume stehen, sofern sie bisher überhaupt gestellt worden sind.

Es sei nur am Rande vermerkt, daß Witzleben – im Gegensatz zu den oben erwähnten positiven Annahmen – weder im Kriegsministerium noch in der Reichskanzlei das Überraschungsmoment einkalkulieren darf. Lange vor seinem Erscheinen in der Wilhelmstraße ist der Anmarsch der 23. Division erkannt, sind energische Gegenaktionen eingeleitet worden, und so wird der rebellierende General nicht auf präsentierende Ehrenwachen, sondern auf eine verteidigungsbereite Festung stoßen. Es hieße seine Intelligenz beleidigend unterschätzen, wollte man annehmen, er habe all dies nicht rechtzeitig erkannt und berücksichtigt. Aus welchem anderen Grunde hätte er sonst aufgegeben? Denn: All diese theoretischen Annahmen und Deduktionen werden durch eine unbestreitbare, weltweit bekannte Tatsache bestätigt! Sie werden bestätigt durch die Tatsache, daß der Putsch nicht stattgefunden hat. Der Marsch auf Berlin wurde abgeblasen, obwohl auch die letzte von den Verschwörern geforderte Voraussetzung erfüllt war, obwohl, allem Volk ersichtlich, der Krieg unmittelbar vor dem Ausbruch stand. An der tschechischen Grenze wurden die Angriffstruppen in die Ausgangsstellungen vorgeführt. Und im Rheinland stand die Bevölkerung – anders als im August 1914 – in ernstem Schweigen an den Straßen und winkte in banger Sorge den Soldaten zu, die in die halbfertigen Bunker des Westwalls einrückten.

In Berlin aber können die Verschwörer sich immer noch nicht zum Start entschließen. Sie sind eben keine verwegenen Revolutionäre, wie etwa die Jakobiner 1789 oder wie Lenin und Trotzki 1917. In bürokratischer Pedanterie wollen sie vor dem Sturm auf die Bastille erst noch schriftliche Beweise für die Kriegsabsichten Hitlers sehen! Aber als ihnen dann ein solches Papier zugespielt wird, da reichen sie es unschlüssig und verlegen weiter, von Oster über Gisevius, Witzleben und Halder an den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst v. Brauchitsch, bis die Nachricht von der bevorstehenden Münchener

Konferenz ihnen einen Vorwand liefert, den Putsch endgültig abzublasen.

In der Beurteilung dieses Vorganges sind sich die Akteure und Chronisten vollkommen einig: „Durch das Münchener Abkommen wurde dem aussichtsreichsten Versuch, Hitler zu stürzen, die Grundlage entzogen. Chamberlain ist den deutschen Widerstandskämpfern in den Rücken gefallen und hat Hitler gerettet." Soweit herrscht also nahtlose Übereinstimmung; man streitet nur noch um das Datum der Kapitulation.

Wenn ein unmittelbar Beteiligter wie der Generalstabschef Halder aussagt, sie hätten nicht erst am 28. September, sondern schon zwei Wochen früher den Putschplan definitiv aufgegeben, dann kann es sich bei einer so erheblichen Datendifferenz nicht um ein bloßes Mißverständnis oder um eine Ungenauigkeit Halders handeln. Dann gibt es nur folgende logisch vertretbare Erklärung:

Der Deutschlandflug Chamberlains am 15. September wirkte laut Peter Hoffmann „niederschmetternd auf die Verschwörer . . . Sie fühlten sich . . . von dem britischen Staatsmann . . . im Stich gelassen . . . Es schien nun, als werde die Voraussetzung für einen Umsturz nicht eintreten". Daher entschloß sich Halder – spätestens – jetzt zur Aufgabe seiner Putschpläne und bezeichnete demnach den 14. oder 15. September als Abschlußdatum.

„Aber dann zeigte sich", fährt Hoffmann fort, „daß die Spannung . . . sich erst recht verschärfte." Der Großdeutsche Rundfunk brachte stündlich neue Sondermeldungen, und wo immer ein paar Deutsche beisammen waren – im Familienkreise, am Arbeitsplatz, an der Theke – da wurde auch, untermalt vom „Egerländer Marsch", die Lage diskutiert . . .

. . . Natürlich auch im Kreise der Verschwörer, wo Unentwegte wie Gisevius trotz aller Hoffnungslosigkeit die Debatte fortsetzten, bis sie die Münchener Konferenz zum Anlaß nahmen, auch ihrerseits das Handtuch zu werfen.

Unter diesem Aspekt finden die unterschiedlichen Datierungen des Finales ihre ganz natürliche Erklärung: Die einen geben schon am 15. September auf; die anderen hoffen noch zwei Wochen länger auf den Umsturz oder vielmehr auf den Befehl dazu. In beiden Fällen aber, am 15. wie auch am 28. September, fehlt der führende Kopf, fehlt der

Mann, der den Mut aufbringt, die Tarnung abzuwerfen, aus der Deckung herauszutreten und den Startbefehl zu erteilen, koste es, was es wolle!
Darf man dieses Verhalten der Halder und Witzleben und Oster und ihrer Gesprächspartner als „Verschwörung" bezeichnen, diese akademischen Diskussionen, dieses Weitergeben des Schwarzen Peter, dieses Warten auf den Hannemann, der da vorangehen soll? Muß der objektive Historiker nicht einem Otto John beipflichten, der ungerügt und unwiderlegt behauptet hat, die sogenannte Generalsverschwörung vom September 1938 habe es gar nicht gegeben? (Der Begriff „Verschwörung" sei hier klärend und einschränkend definiert als ausgereifter Aktionsplan, zu dessen Auslösung es nur noch eines Kommandos bedarf.)
Es bleibt den Beteiligten und ihren Sekundanten unbenommen, der Behauptung Johns mit neuem, bisher unbekanntem Beweismaterial entgegenzutreten.

ELSER – EIN ATTENTAT UND SEINE AUSWIRKUNGEN

Die Politik Hitlers ist gekennzeichnet durch die Tatsache, daß er die Mentalität seiner Gegner richtig eingeschätzt hat – so im März 1935, als er die Wehrhoheit Deutschlands wiederherstellte; so im Jahr darauf, als er seine Soldaten ins Rheinland einmarschieren ließ; so im Jahre 1938 beim Anschluß Österreichs und bei der Befreiung des Sudetenlandes; so schließlich auch bei der Liquidierung des tschechischen Rumpfstaates im Frühjahr 1939.
Als er sich dann entschloß, den Übergriffen der Polen nicht länger mit Protestnoten, sondern mit Waffengewalt entgegenzutreten, da sprachen alle Vernunftgründe dafür, daß die West-Mächte seinen Vorstoß nach Osten mit Erleichterung hinnehmen und passiv bleiben würden. Doch diesmal hatte Hitler sich getäuscht. Er wußte ja nichts von den Umtrieben deutscher Diplomaten und Militärs, die den Engländern und Franzosen zugesichert hatten, sie würden ihn gewaltsam aus dem Wege räumen, wenn es zum Kriege käme. Er konnte also nicht voraus-

sehen, daß London und Paris den deutsch-polnischen Konflikt zum Anlaß nehmen würden, dem Großdeutschen Reich den Krieg zu erklären. Wenn somit der Kriegseintritt Englands und Frankreichs eine logische Erklärung findet, so ist es jedoch zunächst völlig unlogisch und unbegreiflich, daß sie den Krieg fortgesetzt haben, nachdem der Staat, der einmal Polen hieß, zerschlagen und ausgelöscht war, aufgeteilt zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Da gab es doch nichts mehr zu retten, es sei denn, die Westmächte hätten sich stark genug gefühlt, ganz Deutschland zu erobern und dann auch noch den Sowjets ihren Beuteanteil abzujagen. Utopie!

Utopisch vor allem die Erwartung, die Deutschen würden sich nach einem so gloriosen Sieg gegen Hitler empören. Über sechs Jahre lang hatten sie unentwegt hinter ihm gestanden, nicht nur in friedlichen Zeiten, sondern auch jetzt noch, nach Ausbruch des Krieges. Es schien unmöglich, einen Keil zwischen Führer und Volk zu treiben.

Da detonierte am 8. November 1939 eine Bombe im Münchener Bürgerbräukeller! Hitler entkam zwar durch Zufall diesem heimtückischen Anschlag; aber die Feinde Deutschlands schöpften wieder Hoffnung: Kam da in diesem scheinbar so festgefügten Block nicht ein Riß zum Vorschein? Hatten die Emigranten nicht doch recht mit ihrer Voraussage, die Deutschen selbst würden sich Hitlers entledigen, wenn die Westmächte ihm endlich die Zähne zeigten? Mußten Chamberlain und Daladier sich jetzt nicht zum Durchhalten ermutigt fühlen und in Erwartung eines baldigen Umsturzes in Deutschland den Krieg fortsetzen? Diese Reaktion war die unmittelbare Folge des Attentates, das ein kleiner Tischler namens Georg Elser verübt hatte!

Wer war dieser Georg Elser?

Die Antwort auf diese und viele andere Fragen findet sich in dem Protokoll, das anläßlich der Vernehmung des Attentäters aufgenommen wurde und heute noch dem Geschichtsforscher zur Verfügung steht. Es ist die einzige primäre Informationsquelle zu diesem Komplex. Da kein Grund vorliegt, die Korrektheit der Vernehmungsbeamten in Zweifel zu ziehen, wird im folgenden der Inhalt dieses Protokolls als authentisch unterstellt.

Zur Person:

Wirtschaftliche Sorgen und zerrüttete Familienverhältnisse prägen das dumpfe Milieu der Kinderjahre Georg Elsers. Immerhin aber

bewahren ihn die Erträgnisse der elterlichen Landwirtschaft vor der größten Not während der Hungerjahre des Ersten Weltkrieges. Sein beruflicher Start ist gar nicht mal so schlecht. Er absolviert eine Lehre als Tischler, und der „goldene Boden" des Handwerks sichert ihm ein verhältnismäßig sorgenfreies Leben. In der Scheinblüte der zwanziger Jahre kann er anspruchsvoll sein bei der Auswahl des Arbeitsplatzes, den er oft und leichtfertig wechselt. So lebt er unbekümmert in den Tag hinein, bis er im Jahre 1930 zur Alimentenzahlung für seinen unehelichen Sohn verurteilt wird.

Jetzt zeigt sich bei ihm eine abstoßend asoziale Mentalität, wie man sie unter verantwortungslosen Primitiven häufig beobachten kann: Statt nun erst recht durch höhere Leistung ein höheres Einkommen anzustreben, verdingt sich der qualifizierte Handwerker fortan als Hilfsarbeiter; er begnügt sich mit geringerem Lohn, um sich der Unterhaltspflicht für sein Kind zu entziehen! Ungerührt erklärt er neun Jahre später bei der polizeilichen Vernehmung, daß dadurch eine erhebliche Schuldsumme angewachsen sei. „Wieviel sie heute beträgt, will ich gar nicht wissen." Sein robustes Gemüt erlaubt es ihm, nach dieser Affäre noch andere Verhältnisse anzuknüpfen, so auch mit seiner verheirateten Zimmerwirtin, die für diese ehebrecherischen Beziehungen mit der Scheidung büßen muß.

Georg Elser hat sich zum gewissenlosen Dorf-Casanova, zum Weiberhelden entwickelt; charakterlich erscheint er nicht gerade als hochkarätiger Ehrenmann. Doch was soll's? Ist er doch nicht der einzige unter den Widerständlern, dem mehr oder minder schwere Charaktermängel nachzuweisen sind.

Unter diesem Aspekt ergibt sich wieder einmal die Absurdität der abgedroschenen Phrase, daß „nur eine wirkliche Elite im politischen und moralischen Sinne sich (gegen Hitler) auflehnte". Diese infame Diskriminierung der übrigen Deutschen zwingt zu einer grundlegenden Klarstellung:

Jede objektive Bewertung erfordert sachbezogene Maßstäbe. Kein vernünftiger Mensch wird Entfernungen in Kalorien angeben oder Temperaturen in Kilogramm messen. Ebenso vernunftwidrig ist aber auch die Verwendung ethischer Begriffe als Kriterien politischer Verhaltensweisen. In der Politik gilt nur das Ethos der Macht, gemessen und bewiesen am Erfolg. Jede andere Klassifizierung widerspricht

jahrtausendelanger Erfahrung. Gerade die erfolgreichen, die „großen" Staatsmänner zeigen vielfach Charakterzüge, die den schlichten Bürger zum Schurken stempeln würden. Diese Feststellung gilt auch für jenen Bereich der Politik, den man „Widerstand" zu nennen pflegt. Demnach paßt Elser gerade wegen seiner Amoralität genau in diese Kategorie. Es wäre zwar abwegig, ihn als Politiker zu bezeichnen. Er hat aber folgenschwere politische Ereignisse ausgelöst; er hat demnach politisch gewirkt.

Zur Sache:

Im Sommer 1938 entschließt er sich – aus welchen Gründen auch immer – zur Ermordung Hitlers und entwickelt dann jene Raffinesse, Zielstrebigkeit und Energie, die für alle verbrecherischen Unternehmungen größeren Umfanges aufgewendet werden müssen. Er verfügt auch über einen erstaunlichen Einfallsreichtum, der ihm die praktischen Vorleistungen ermöglicht. Er ist jedoch kein Held im herkömmlichen Sinne; er will keineswegs sein Leben einsetzen, und darum praktiziert er eine Methode, die ein persönliches Risiko weitgehend ausschaltet: Er wählt als Waffe eine Bombe mit Zeitzünder.

Die Gelegenheit zur Tat bietet sich ihm bei der Zusammenkunft Hitlers mit seinen alten Kämpfern am 8. November, die alljährlich zum Gedenken an den Aufstand von 1923 im Münchener Bürgerbräu stattfindet. Die zur Ausführung des Anschlages erforderlichen Vorarbeiten lassen sich aber in den wenigen Wochen bis zum November 1938 nicht erledigen. Deshalb verschiebt er sein Vorhaben um ein volles Jahr, auf den November 1939, beginnt aber unverzüglich mit der Lösung einiger technischer Probleme. Anfang November 1938 reist er nach München, um sich den Tatort und den Ablauf der Feierlichkeiten anzusehen. Nun gewinnt sein zunächst noch vager Plan feste Konturen: Unmittelbar hinter dem Rednerpult, wo Hitler während seiner Ansprache stehen wird, befindet sich eine wuchtige gemauerte Säule. Aus dieser will er eine Sprengkammer herausstemmen und darin eine Bombe verstecken. Bei einer zweiten Erkundungsfahrt im folgenden April stellt er die genauen Maße der Säule und einige andere Details fest.

Inzwischen hat er sich auch schon um die Beschaffung von Sprengstoff bemüht. Als Arbeiter im Armaturenwerk Heidenheim beschäftigt, kann er nach und nach in kleinsten Mengen etwa ein Kilo

Schwarzpulver entwenden. Das geht ihm zu langsam, und deshalb bewirbt er sich im April 1939 bei einem Steinbruchunternehmen um Arbeit in der Absicht, „dort Pulver für den geplanten Anschlag zu beschaffen", wie es im Vernehmungsprotokoll heißt. Hier ist die Ausbeute wesentlich größer, etwa 15 Kilo Donarit/Gelantine und 125 Sprengkapseln. Das genügt ihm, und so nimmt er einen Betriebsunfall zum Vorwand, um seinen Arbeitsplatz Ende Juli aufzugeben. „Von da an", sagt er aus, „habe ich nur noch der Vorbereitung für meinen Anschlag gelebt."

Bei der Untersuchung späterer Attentatspläne wird sich herausstellen, daß die Widerständler trotz günstigster Vorbedingungen nicht in der Lage waren, geeignete Zünder für ihre Bomben zu beschaffen. Der Tischlergeselle Elser aber hat dieses Problem in nahezu perfekter Manier gelöst. Seine handwerklichen Fertigkeiten auswertend, konstruiert er aus Holz einen funktionssicheren Apparat zum Abfeuern einer Revolverpatrone, deren Treibladung eine aufgesetzte Sprengkapsel detonieren läßt. Vorsorglich bestückt er diese Vorrichtung mit drei Schlagbolzen und drei Patronen, so daß ein Versagen der Zündung ausgeschlossen ist.

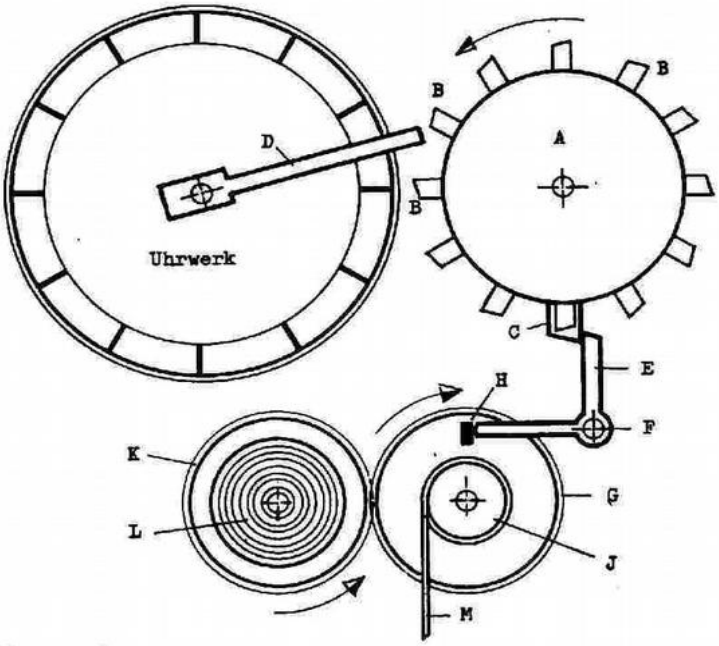
Nächster Punkt: Der Zünder muß im richtigen Zeitpunkt ausgelöst werden. Eine spezielle Schaltuhr steht ihm nicht zur Verfügung, und eine normale Uhr kommt nicht in Frage, weil ihr Programmbereich, abhängig von der Umlaufzeit des Stundenzeigers, auf zwölf Stunden befristet ist. Diese kurze Zeitspanne reicht aber nicht aus, da es dem Attentäter unmöglich ist, am Vormittag des 8. November im Bürgerbräusaal an seiner Höllenmaschine zu manipulieren. Doch er findet eine Lösung, die er im Vernehmungsprotokoll folgendermaßen beschreibt:

„Am Stundenzeiger einer Uhr hatte ich einen Fortbewegungshebel D befestigt . . . Auf einer besonderen Achse . . . hatte ich ein selbstgefertigtes Holzkammrad mit 12 Zapfen aufgezogen und so in das Gestell des Uhrwerks eingesetzt, daß der Hebel D alle 12 Stunden einen der 12 Zapfen B mitnahm und dadurch das Kammrad A um eine zwölftel Umdrehung weiterdrehte. An dem Kammrad A hatte ich außerdem einen seitlich hervorstehenden Anschlag C angebracht, der zu einem vorauszuberechnenden Zeitpunkt . . . einen Hebel E anhob."

Schema der von Elser konstruierten Schaltuhr

Bestandteile:

A Holzkammrad
B Zapfen (12 Stück)
C Anschlag (an A befestigt)
D Fortbewegungshebel (statt Stundenzeiger)
E Winkelhebel
F Drehpunkt von E
G Zahnrad 1
H Sperrklotz
J Seiltrommel (H und J an G befestigt)
K Zahnrad 2
L Federtriebwerk (wirkt auf K)
M Zugseil (verknüpft mit Auslöser des Zünders)



Wirkungsweise:

Fortbewegungshebel D drückt den nächsten Zapfen B nach unten; Kammrad A dreht sich und schiebt mit seinem Anschlag C den senkrechten Arm des Winkelhebels E nach rechts; der waagerechte Arm geht hoch und gibt so den Sperrklotz H frei. Mittels Zahnrad K dreht der Federtrieb L die mit dem Zahnrad G verbundene Seiltrommel J nach rechts. Das hierdurch verkürzte Zugseil löst dann die Reaktion des Zünders aus.

Die weiteren Erläuterungen Elsers besagen im Prinzip, daß durch den Hebel E der unter Federspannung stehende Schlagbolzen des vorbeschriebenen Apparates freigegeben und die Zündung der Bombe ausgelöst wurde.
Da der Stundenzeiger der Uhr mit dem daran angebrachten Fortbewegungshebel D innerhalb von 24 Stunden nur zwei Umdrehungen macht, dauert eine ganze Umdrehung des Angschlages C, der die Auslösung bewirkt, genau 144 Stunden. So hat Elser vor dem Attentatstermin volle sechs Tage Zeit, um die Zündkombination in Gang zu setzen und sich vom Tatort zu entfernen. Als erfahrener Praktiker rechnet er selbstverständlich auch mit dem eventuellen Versagen dieses zum Teil selbstgebastelten Schaltmechanismus. Daher verwendet er zur Vorsicht zwei voneinander unabhängige Uhren.
Ende Juli 1939 hat Elser alle technischen Probleme seiner Bombe gelöst. Die übrigen Arbeiten muß er an Ort und Stelle erledigen. So übersiedelt er am 5. August nach München.
Im Frühjahr hatte es Schwierigkeiten gegeben, als er seinen Arbeitsplatz in Heidenheim kündigte. Nun befürchtet er wiederum ein Veto des Arbeitsamtes gegen den erneuten Stellenwechsel. „Es ist ja heute so, daß man nicht ohne weiteres irgendwoanders Arbeit nehmen kann . . . ", heißt es im Protokoll. Vorbeugend will er sich also für den geplanten Umzug einen glaubwürdigen Vorwand beschaffen. Durch Heiratsinserate in Münchener Zeitungen sucht er „Fräulein oder Witwe mit eigener Wohnung" zwecks Eheschließung. Mit zwei Reflektantinnen wechselt er dann einige Briefe, so daß er den Umzug nach München mit bevorstehender Heirat begründen könnte. Außerdem erzählt er in Bekanntenkreisen von einer Erfindung, die er beim Patentamt in München anmelden will – ein plausibles Argument, um neugierigen Fragen zu begegnen. Doch diese Vorsichtsmaßnahmen erweisen sich als überflüssig, und unbehelligt kann er sich in München ein Zimmer mieten.
Einige Tage später nimmt er den schwierigsten Teil seiner Attentatsvorbereitungen in Angriff: Er muß aus der gemauerten Säule hinter dem Rednerpult eine Sprengkammer zum Verstecken der Bombe herausstemmen. Ein Bauarbeiter erledigt so etwas unter normalen Umständen innerhalb weniger Stunden. Elser jedoch findet durchaus keine normalen Verhältnisse vor. Er muß nicht nur in nächtlicher Dunkel-

heit arbeiten; er darf dabei auch kein verräterisches Geräusch machen. Bei Verwendung von Hammer und Meißel wäre das ganz unmöglich. So ist er gezwungen, den Mörtel behutsam aus den Fugen herauszukratzen und die Ziegelsteine Stück für Stück aus dem Mauerwerksverband zu lösen. Im Vernehmungsprotokoll schildert er anschaulich, wie er das gemacht hat, wie er immer wieder Pausen machte, um die periodisch ablaufende automatische Wasserspülung als Geräuschkulisse zu nutzen. Die Glaubwürdigkeit seiner Angaben ist erwiesen, da die Polizei zahlreiche Details überprüfen und bestätigen konnte.

In den nächsten Wochen folgen nun dreißig bis fünfunddreißig Nächte mit physischer Schwerstarbeit unter dem Alpdruck, trotz aller Vorsicht entdeckt zu werden. Da er infolge Erkrankung zu einer längeren Unterbrechung der Stemmarbeiten gezwungen ist, verzögert sich die Fertigstellung der Sprengkammer bis Ende Oktober. Erst in der Nacht vom 5. zum 6. November kann er die Bombe einbauen und die Uhren endgültig in Gang setzen. Es hat also gerade noch gereicht. Nicht nur zeitlich, sondern auch finanziell: „Von meinen Ersparnissen hatte ich nur noch 10,– RM", sagt er bei der Vernehmung aus. Seine Schwester schenkt ihm bei seinem letzten Besuch am 6. November dreißig Mark. (Auch diese Angabe wird durch polizeiliche Nachforschungen bestätigt.) So kann er wenigstens die Fahrkarte nach Konstanz bezahlen. Von dort aus will er sich nämlich in die Schweiz absetzen.

Doch zuvor hat er noch etwas zu erledigen: In München unterbricht er die Fahrt, um sich im Bürgerbräukeller zu vergewissern, ob die Uhren seiner Höllenmaschine noch gehen.

Dann endlich – es ist bereits der 8. November, der Tag, an dem die Bombe detonieren soll – schleicht er zum letzten Mal hinaus, geht zum Bahnhof und fährt nach Konstanz, wo er gegen 20 Uhr eintrifft. Zu Fuß hastet er nun weiter auf dem Wege, der ins sichere Schweizer Asyl führen soll, und der ihm aus früheren Zeiten noch gut bekannt ist: Rosengartenstraße–Bodanplatz–Schwedenschanze . . .

Doch da holt ihn das Schicksal ein. Im Wessenberggarten, wenige Schritte vor dem Grenzzaun, wird er von Zollbeamten gestellt und ins Verhör genommen.

Zunächst sieht es nur nach illegalem Grenzübertritt aus. Ein verhältnismäßig harmloses Delikt. Doch das Abzeichen des „Roten Front-

kämpferbundes" unter seinem Rockaufschlag gibt der Sache schon einen politischen Anstrich. Dann wird es wesentlich schlimmer: Beim Ausräumen seiner Taschen kommen nicht nur Bestandteile militärischer Zünder zum Vorschein, sondern auch ein Bündel Notizblätter mit Aufzeichnungen über deutsche Rüstungsfabriken. Klarer Fall: Ein Spion! – Mit der ebenfalls aufgefundenen Ansichtskarte vom Münchener Bürgerbräukeller wissen die Zollbeamten zunächst nichts anzufangen. Als aber gegen Mitternacht bekannt wird, daß soeben in dieser Gaststätte ein Bombenanschlag verübt worden ist, kommt der Verdacht auf, der verhaftete Rot-Front-Mann könne an diesem Verbrechen mitgewirkt haben. Er wird der Grenzpolizei überstellt und dann von der Gestapo verhört. Unter dem Druck des Belastungsmaterials legt er am 14. November ein umfassendes Geständnis ab. Von da an bleibt er in Haft bis zu seinem ungeklärten Tod im April 1945.
Wer nun Bedauern empfindet für den „kleinen Tischler, der da ausgezogen war, um noch schlimmeres Blutvergießen zu verhindern", der in wochenlanger mühsamer Arbeit einen „rettenden Tyrannenmord" vorbereitet hatte, so ähnlich liest man in der sonst recht spärlichen Elser-Literatur, der möge bedenken: In der gleichen Stunde, da Elser gefaßt wurde, brach im vollbesetzten Bürgerbräusaal die Hölle los; da wurden Menschen von der Detonationswelle zerrissen, von Sprengstücken zerschmettert, von herabstürzenden Deckenteilen erschlagen. Blutige Bilanz: acht Tote, über sechzig Verletzte. Der Krieg aber ging weiter, und zwar, wie bereits oben nachgewiesen, gerade wegen dieses heimtückischen Bombenanschlages! Der Bombenleger indes verbringt die Kriegsjahre als Sonderhäftling in der Geborgenheit eines fast luxuriösen Gewahrsams. „Neben verpflegungsmäßigen Vergünstigungen wurden ihm eine Hobelbank und Tischlerwerkzeug zur Verfügung gestellt, mit dem er nach Belieben Holzarbeiten und Schnitzereien anfertigte. Es war ihm erlaubt, mit einem selbstgefertigten Lochbillard zu spielen und auf der Zither zu musizieren", schreibt Lothar Gruchmann in seiner „Autobiographie eines Attentäters". Gemessen am Leben der Deutschen damals, der Soldaten an der Front, der Frauen und Kinder in den langen Schreckensnächsten während der Terrorangriffe auf die Wohngebiete deutscher Städte führt Elser ein geradezu idyllisches Dasein bei Musik und Billardspiel, bis er unter ungeklärten Umständen spurlos in der

Versenkung verschwindet. Es wird zwar behauptet, er sei auf höheren Befehl ermordet worden; doch dafür gibt es nicht die Spur eines Beweises. Es war nicht Hitler, es war nicht Himmler, es war die ausgleichende Gerechtigkeit, die dem Leben des Attentäters ein Ende gesetzt hat.

Wenn hier die technischen Einzelheiten des Bürgerbräu-Attentats so eingehend beschrieben sind, so hat das seinen guten Grund: Es sollte ein Vergleichsmaßstab aufgestellt werden.

Zum einen war da der Tischlergeselle Georg Elser, ein einfacher Mensch von niedrigem Bildungsniveau. Er hatte nie im Leben ein richtiges Buch gelesen; seine einzige Lektüre war das Fachorgan „Bau- und Möbelschreiner-Zeitung". Aber obwohl er von Sprengtechnik und Pionierwesen keine Ahnung hatte, brachte er es fertig, einen zuverlässigen Zeitzünder herzustellen und eine Bombe zum vorberechneten Zeitpunkt detonieren zu lassen. In technischer Hinsicht eine beachtliche Leistung.

Zum anderen war da die sogenannte „Elite" des Widerstandes, lauter hochgestellte Persönlichkeiten mit umfassendem Wissen und weitreichendem Einfluß, die jedoch – abgesehen von dem dilettantischen Bombenanschlag Stauffenbergs – keinen einzigen ihrer hochfliegenden Pläne auszuführen vermochten.

Dieser Vergleich läßt erkennen, wie minimal die Intelligenzausstattung der „Elite"-Männer gewesen sein muß, sofern man nicht die nächstliegende Annahme akzeptiert, daß die meisten Widerstandserzählungen nur erfunden sind.

ERICH KORDT

Der Legationsrat Erich Kordt war in den Jahren 1935 bis 1939 an der Konspiration deutscher Diplomaten mit ihren britischen Kollegen maßgeblich beteiligt, daher also auch mitverantwortlich für den Ausbruch des Krieges und seine Ausweitung zum Weltkrieg. Als dann das Unglück geschehen war, als die Westmächte dem Deutschen Reich den Krieg erklärt hatten, als die Wehrmacht sich nach der Niederwer-

fung Polens zum Angriff auf Frankreich bereitstellte, da wollte Kordt versuchen, durch die gewaltsame Ausschaltung Hitlers die Voraussetzungen zur Herbeiführung des Friedens zu schaffen. Dies behauptet er – wenn auch nicht gerade überzeugend – in seinem Buch „Nicht aus den Akten". Dort findet man auch eine Schilderung des Attentatsplanes und die Gründe seines Scheiterns.

Auch der fanatischste Überzeugungstäter, der sich selbst für sein Vorhaben opfern will, benötigt wirksame Waffen. Es wäre aussichtslos und wahnwitzig, den von seiner Leibwache abgeschirmten Führer des Großdeutschen Reiches und Oberbefehlshaber der Wehrmacht mit bloßen Fäusten erschlagen zu wollen. Eine diesbezügliche Äußerung Adenauers: „Den hätte ich mit eigener Hand erwürgt" kann nicht ernstgenommen werden. Kordt wollte sich denn auch nicht auf einen Faustkampf einlassen; er dachte realistischer; er dachte an eine Bombe. Da er aber als Zivilist keine Möglichkeit hatte, an Sprengstoff und Zündmittel heranzukommen, wandte er sich an Oster, der als Oberst und Mitarbeiter des Admirals Canaris wie kaum ein anderer imstande sein mußte, das erforderliche Material zu beschaffen.

Oster schien diese Meinung ausdrücklich zu bestätigen, als er am 1. November 1939 bedauernd sagte: „Wir haben niemanden, der die Bombe wirft." Mußte Kordt aus diesen Worten nicht den Schluß ziehen, daß in Osters Schublade schon eine komplette Bombe bereitlag? Irrtum. Die Schublade war leer.

Unbegreiflich! Hatten denn Halder, Witzleben und Oster und die anderen Frondeure, hatten vor allem die Generalstäbler unter ihnen, die doch den Grundregeln ihres Metiers zufolge für jede irgendwie denkbare Lage vorzusorgen gewohnt waren, seit dem September 1938 nur konspiriert und debattiert? Hatten sie keine praktischen Vorbereitungen getroffen für den Fall, daß wider Erwarten doch einmal ein Fanatiker sein Leben anbieten würde, um das vieldiskutierte Attentat endlich auszuführen? Hatten sie keine geheimen Waffenlager angelegt, wie es andernorts bei Revolutionären üblich ist? Nein! Daran hatten sie nicht gedacht.

Infolgedessen geriet der Oberst Oster jetzt zwar in Zugzwang, keineswegs aber in Verlegenheit. Mit Nachdruck versprach er dem Attentatsaspiranten, die Bombe zu liefern, „indem er mir die Hand gab", schreibt Kordt. Wie sich später herausgestellt hat, blieb dieser

theatralische Händedruck das einzige, was Oster effektiv „geliefert" hat.
Seine weitere Aktivität beschränkte sich auf ein Gespräch mit Major Lahousen, dem Leiter der Abt. II (Sabotage). Genau so unbekümmert, als handele es sich um eine harmlose alltägliche Lappalie, fragte er diesen in Gegenwart von mehreren Zeugen, ob er Spreng- und Zündmittel für einen Anschlag auf Hitler liefern könne. Welche Naivität, welche psychologische Ungeschicklichkeit! Denn Lahousen, obwohl in die Verschwörung verstrickt, wird auf Grund der bisherigen Ereignisse nicht unbedingt vom Gelingen dieses neuen Planes überzeugt gewesen sein. Seine Komplizen dürfen es ihm daher nicht verübeln, daß er nicht sofort bereit war, sich in dieser Weise zu exponieren. Wenn der Anschlag scheiterte oder verraten wurde, dann stand er da als der Mann, der dem Attentäter die Waffe geliefert hatte; dann war ihm das Todesurteil, die Hinrichtung sicher. Ganz anders wäre die Situation gewesen, wenn Oster den Sprengstoff nicht für die Ermordung Hitlers, sondern für einen unverfänglichen Zweck gefordert hätte, etwa für ein geheimes Vorhaben der Abwehr. Dann konnte Lahousen im Falle der Entdeckung durchaus glaubwürdig versichern, daß er von dem verbrecherischen Plan nichts gewußt habe.
Nun war Oster in Widerstandskreisen bekannt für seine leichtfertige Art, für die Vernachlässigung auch der primitivsten Vorsichtsmaßnahmen, und schon aus diesem Grunde muß man ihm uneingeschränkt die Verantwortung dafür anlasten, daß Lahousen „um Bedenkzeit bat", daß er seine Entscheidung hinauszögerte, obwohl sich in dieser Situation jede Verzögerung verhängnisvoll auswirken konnte.
Der Startbefehl für die Westoffensive wurde täglich, ja stündlich erwartet, und man konnte nicht wissen, wie lange noch der mit leeren Händen bereitstehende Attentäter die entnervende Belastung des Wartezustandes zu ertragen vermochte. Gab es unter solchen Umständen für die Verschwörer, gab es insbesondere für Oster, der ja die Lieferung der Bombe versprochen hatte, eine dringendere Aufgabe als die Einlösung dieses Versprechens? Allem Anscheine nach hat Oster sich in dieser Hinsicht nicht sonderlich bemüht; allem Anscheine nach hat er sich damit begnügt, die Bitte Kordts an Lahousen weiterzuleiten. Jedenfalls findet sich in der Literatur kein Hinweis, daß er versucht hat, die Bombe anderweitig aufzutreiben. Anscheinend

war er überzeugt, daß Lahousen es schon machen werde. Für Kordt aber gab es angesichts der präzisen Zusage Osters – „Sie werden die Bombe am 11. November erhalten" – keine Veranlassung, nach anderen Lieferanten, nach anderen Beschaffungsmöglichkeiten zu suchen.

Inzwischen erfuhren die Verschwörer, daß Hitler am 12. November endgültig losschlagen wolle. Man schrieb bereits den 7. November, und für Gegenmaßnahmen blieben nur noch wenige Tage. Wie oft hat Oster sich in dieser Zeit um den nach acht Tagen Bedenkzeit noch immer zögernden Lahousen bemüht, ihn zu überzeugen, zu überreden versucht? Welche Argumente hat er vorgebracht, um seine Besorgnisse zu zerstreuen? Welche Maßnahmen hat er vorgeschlagen, um seine Gefährdung auszuschließen, wenigstens aber zu mindern? Oder hat er es etwa gar nicht für notwendig befunden, Lahousens Entscheidung durch erneutes Zureden nun endlich herbeizuführen? In der Literatur werden solche Fragen nicht gestellt, geschweige denn beantwortet.

Da detonierte am Abend des 8. November die Sprengladung Elsers im Münchener Bürgerbräusaal. Resultat: Hitler überlebte und Oster gab auf! Zwar verabredete er mit Kordt noch den 11. November als Termin für die Ausführung des Attentates; aber auch daraus wurde nichts. „Denn", so schreibt Peter Hoffmann, „die ohnehin bedeutenden Schwierigkeiten der Sprengstoffbeschaffung waren durch die nunmehr verschärfte Wachsamkeit gewaltig gewachsen." So erhielt Kordt, als er am 11. November zu Oster ging, statt des versprochenen Sprengstoffes den Bescheid, daß die Beschaffung desselben nicht möglich gewesen sei, weil die Laboratorien nun über jedes Gramm Sprengstoff und dessen Verwendung genauestens berichten müßten und die Ausgabe nur gegen Unterschrift des Empfängers erfolgen dürfe.

„Na, und?", hätte Kordt fragen müssen, „wenn ich mein Leben einsetze, dann werden Sie doch wohl die Courage aufbringen, Ihren Namen ins Quittungsbuch Lahousens einzusetzen! Das ist doch wahrhaftig kein unzumutbares Risiko. Wer soll wohl nach gelungenem Attentat in den Bestandsbüchern der Laboratorien nachforschen, ob etwa ein Kilo Sprengstoff fehlt? Da gibt es doch für Polizei und Justiz ganz andere Probleme. Überdies nehme ich an, daß Sie

hinterher nichts dagegen einzuwenden haben, wenn in der Presse und im Rundfunk Ihr Beitrag am Gelingen meiner Aktion rühmend herausgestellt wird."

„Wenn aber Ihr Anschlag mißlingt? Wenn Hitler wieder einmal durch Zufall davonkommt?"

„Ich weigere mich, an diese Eventualität überhaupt zu denken. Doch auch bei negativem Ausgang meines Vorhabens werden Sie, mein tapferer Oberst, nicht in Verlegenheit geraten. Falls man Sie nach dem Verbleib des Ihnen ausgehändigten Sprengstoffes fragen sollte, dann erklären Sie eben, der sei einigen V-Männern der Abwehr zwecks Vollzug eines geheimen Sonderauftrages überlassen worden. Sie als Fachmann wissen nur zu gut, daß es im Dunkel dieses Milieus keine kaufmännische Buchführung mit korrekten Belegen gibt. Wer könnte dann nachweisen, daß Sie das Material für mein Attentat geliefert haben? Wenn Sie wirklich zum Widerstand entschlossen sind, dann gehen Sie jetzt, sofort, in dieser Minute noch zu Lahousen und lassen sich das Bombenmaterial aushändigen, auch um den Preis Ihrer Unterschrift! Sie haben mir für heute die Bombe zugesagt, und ich erwarte, daß Sie als Ehrenmann Ihr Wort einlösen. Ihr heldenmütiger Einsatz wird nicht vergebens sein; dafür werde ich mein Bestes tun."

So ähnlich hätte Kordt seinem Kontrahenten ins Gewissen reden können. Doch in seiner Naivität hat er gar nicht erkannt – bis heute noch nicht –, wie schmählich er von Oster im Stich gelassen worden ist. Er vertraute weiterhin auf dessen Mithilfe und ließ sich noch zweimal vertrösten. Dann endlich mußte er feststellen: „Ich habe nicht erhalten, um was ich bat ... Es war nicht Zufall, nicht Schicksal, sondern Unzulänglichkeit", daß dieses Attentat nicht ausgeführt wurde.

Wenn nun die Ausrede Osters akzeptiert und demgemäß behauptet wird, die Beschaffung des Sprengstoffes sei damals unmöglich gewesen, dann ist diese Behauptung einfach unwahr. Ihre stete Wiederholung in der Literatur läßt sich nur erklären mit Leichtgläubigkeit und unzureichender Sachkenntnis der Autoren. Ihrem Lebensalter zufolge können viele von ihnen nicht aus eigenem Erleben berichten oder urteilen, und man kann dem jungen Publizisten von heute nicht anlasten, daß seine Gewährsleute ihn – aus welchen Gründen auch immer – unzutreffend informiert haben. Im Interesse der geschichtli-

chen Wahrheit sei daher die Episode Kordt zum Anlaß genommen, das Kernproblem aller fehlgeschlagenen Attentatsversuche, nämlich die Möglichkeiten der Sprengstoffbeschaffung, vom Standpunkt des Fachmannes aus zu untersuchen. Fachmann aber ist hier in erster Linie der Soldat jener Zeit, und zwar nicht etwa der „Büro-Offizier", sondern der Frontsoldat mit seinen praktischen Erfahrungen.
Wenn man bei Erstellung eines solchen „Gutachtens" davon ausgeht, daß Oster den ehrlichen Willen hatte, den Attentäter mit dem benötigten Sprengmaterial zu versorgen, dann ergibt sich die Schlußfolgerung, daß sein unbestreitbares Versagen auf Intelligenzmangel zurückzuführen ist. Wie anders konnte er, der doch das Risisko einer Unterschrift scheute, auf den abwegigen Gedanken verfallen, die Beschaffung gerade im Laboratorium, beim Hersteller, zu versuchen! Denn dort war schon mit Rücksicht auf den Etat und zum Nachweis der Effektivität eine genaue Kontrolle obligatorisch, nicht erst nach dem Elser-Attentat im November 1939, sondern schon immer, auch in normalen Zeiten. Dort mußte tatsächlich jedes Gramm der eingehenden Rohstoffe und des ausgelieferten Endproduktes verbucht und belegt werden.
Natürlich konnte Oster damals noch nicht wissen, wie der schlichte Praktiker Georg Elser die Munitionsfrage gelöst hatte, und wenn auch, so wäre es doch undenkbar gewesen, einem Stabsoffizier der Wehrmacht die Rolle eines Steinbrucharbeiters zuzumuten. Wohl aber durfte man ihm zumuten, über den Weg der Bomben, Minen und Granaten vom Hersteller bis zum Endverbraucher nachzudenken. Dann hätte er erkannt, erkennen müssen, daß die unbefugte Entnahme von Spreng- und Zündmitteln am wenigsten dort auffällt, wo sie nicht mehr penibel gezählt werden, sondern ihrer Zweckbestimmung entsprechend aus den Bestandsbüchern verschwinden. Für den Soldaten aber heißt das: So genau die Buchführung, die Kontrolle in den Dynamitfabriken, in den Munitionslagern, in den Pionierparks auch sein mögen – ganz „unten", an der Front, bei den Kompanien und Zügen der vordersten Linie, da löst sich die so sorgfältig registrierte Munition in Nichts auf. Da wird sie eben verbraucht, verschossen, „verpulvert". Kontrolle? Belege? Quittungen? Nein, wenn die Granaten, Patronen und Minen alle zu werden drohen, dann werden neue angefordert. Telefonanruf genügt!

Wenn etwa ein MG-Zug nach längerem Feuergefecht Stellungswechsel macht, wer wird da noch die herumliegenden leeren Hülsen zählen? (Das tat in Friedenszeiten nicht einmal der vielbewitzelte „Schütze Hülsensack", der im Manöver die abgefeuerten kostbaren Messingpatronen einsammeln mußte.)
Und wenn der Pionier einen Bunker oder eine Brücke gesprengt hat, wer soll da wohl den Sprengstoffverbrauch nachprüfen, im feindlichen Feuer, bei Nacht und Nebel, beim zügigen Vormarsch oder gar beim hastigen Rückzug?
War nicht auch der Oberst Oster einmal Frontsoldat gewesen? Falls er aber in den zwanzig Jahren seit Verdun und Cambrai jede Beziehung zu den Verhältnissen und Maßstäben der Front verloren haben sollte – warum befragte er nicht die jungen Offiziere der Wehrmacht, die soeben den Blitzkrieg gegen Polen erlebt hatten und nun in Erwartung neuer Kämpfe am Westwall standen? Die hätten ihm sagen können, wie man einen Attentäter mit Sprengstoff zu versorgen vermochte, ganz unauffällig, ganz ohne Risiko, auch noch im Herbst und Winter 1939.
Da berichtet ein Infanterist: „Im Winter '39/40 lagen wir im Vorfeld des Westwalles und buddelten uns ein. Als wir in dem tiefgefrorenen Boden mit Hacke und Spaten nicht recht weiterkamen, machten wir uns mit Sprengungen die Arbeit leichter. Das benötigte Material, wie Bohrpatronen, Zündschnur und Sprengkapseln, erhielten wir vom Bataillon, ohne jede Formalität und ohne Verbrauchsnachweis. Später hatte fast jeder von uns ein paar Bohrpatronen im Sturmgepäck, bei Schnee und Regen ein willkommenes Hilfsmittel zum Feuermachen."
Wohlgemerkt, das war mitten im Winter, also nach dem Elser-Attentat, trotz der angeblich jetzt so strengen Kontrollen!
Da berichtet ein Pionierzugführer: „Im Herbst 1939 erhielt ich den Befehl, für den Divisionsstab eine Ausweichstellung zu bauen, und zwar in Form von tiefliegenden Stollen. Da der hierfür vorgesehene Berghang aus Fels bestand, war mit dem üblichen Schanzzeug nichts zu machen. Wir mußten sprengen. Ich faßte die benötigten Spreng- und Zündmittel kistenweise beim Pi-Park der Division. Den Empfang mußte ich zwar quittieren, doch um den tatsächlichen Verbrauch hat sich niemand gekümmert." Auf gezielte Fragen erklärte der Feldwebel: „Ich hätte jederzeit einige Kilo Sprengstoff sowie auch Zündschnur und Sprengkapseln beiseite schaffen und weitergeben können."

So und ähnlich berichten Leutnants, Hauptleute und Majore der Fronttruppe, immer mit dem gleichen, hier interessierenden Tenor: Der Verbleib des gegen Quittung ausgelieferten Materials wurde nicht nachgeprüft, und so war es immer möglich, ein gewisses Quantum unbemerkt abzuzweigen.

Wie aber war es damals im Heimatgebiet, etwa im frontfernen Berlin? Nun, das vorerwähnte Abzweigen, das unkontrollierte Beiseiteschaffen, ließ sich hier, wo ja kein nennenswerter Verbrauch stattfand, aus begreiflichen Gründen nicht ganz so problemlos praktizieren. Doch auch hier konnten sich die Kompaniechefs, die Bataillons- und Regimentskommandeure jederzeit alle Arten von Spreng- und Zündmitteln aushändigen lassen, etwa zu Demonstrations- oder Informationszwecken. Dazu bedurfte es nur eines Befehles an den Waffenoffizier oder -unteroffizier (WuG) und der Empfangsbestätigung, also der Unterschrift des Empfängers. (In vielen Fällen kam der WuG, an blinden Gehorsam gewohnt, gar nicht auf den Gedanken, einen Vorgesetzten zur Unterschrift aufzufordern.) Einen exemplarischen Fall, die Anforderung und Aushändigung einiger Handgranaten, schildert mit allen wünschenswerten Details der gutinformierte Autor Peter Hoffmann im Rahmen der Attentatsvorbereitungen des Hauptmanns Axel von dem Bussche. (Siehe Seite 160!)

Ob nun auch ein General oder Generalstabsoffizier, der nicht als Truppenführer fungierte, die gleichen Möglichkeiten hatte, sei dahingestellt, da unwesentlich im Sinne des hier abgehandelten Themas. Wenn so ein „Büro-Offizier" à la Oster die Herausgabe von Sprengmitteln schon nicht befehlen konnte, so war es ihm doch unbenommen, einen befreundeten und eingeweihten Einheitsführer oder Kommandeur um die Beschaffung zu bitten. Unter den Truppenoffizieren gab es genug Sympathisanten, die eine solche Bitte erfüllen konnten und gerne erfüllt hätten.

Diese auf langjährige Erfahrungen alter Soldaten gestützten Darlegungen dürften genügen, um auch dem Laien die Erkenntnis zu vermitteln, daß die Verschwörer hinreichend Gelegenheit hatten, das Bombenmaterial für Attentatsanwärter bereitzustellen. Doch sie haben es nicht bereitgestellt, und Kordt hat seinen Attentatsplan aufgegeben. Somit fehlt nun der einzige überzeugende Beweis für die objektive Wahrheit seiner Bekundung, er habe zur Rettung des Vaterlandes sein Leben

opfern wollen. Das ist eben das bittere Los all derer, die eine angekündigte Tat nicht ausführen.
Andererseits fehlt es nicht an Indizien, daß er sich, wie der „Spiegel" so respektlos schreibt, durch nachträgliche Veröffentlichung eines diffusen Attentatsplanes „den Zugang zur Ehrengalerie antifaschistischer Widerstandskämpfer zu öffnen" versucht hat.
Erhebliche Zweifel an der Aufrichtigkeit Kordts werden schon durch seine Schilderung des Tatortes und der Tatgelegenheit ausgelöst: „Ich hatte bessere Chancen als irgendeiner unserer Gruppe . . . (denn) ohne kontrolliert zu werden, konnte ich in Hitlers . . . Wartezimmer gelangen, wo sich regelmäßig 20 bis 30 Personen aufhielten . . . Würde Hitler nicht, wie so oft, in das Vorzimmer treten, um Besucher hereinzurufen . . . ? Wäre dann nicht eine Möglichkeit [zum Attentat] gegeben?"
Äußerst fraglich! Sogar der schlichte Kassenarzt überläßt es seiner Sprechstundenhilfe, nach Abfertigung des einen Patienten den nächsten hereinzubitten. Die Kenner der damals in der Reichskanzlei gegebenen Umstände mögen sich darüber äußern, ob Kordt damit rechnen kann, daß Hitler persönlich ins Vorzimmer kommt und ihm auf wenige Schritte gegenübersteht. Wenn ja, wie hat er sich dann den weiteren Verlauf der Aktion gedacht?
Will er nun, wie Oster meint, „die Bombe werfen"? Unmöglich! Denn in den Arsenalen der Wehrmacht gab es keinen Zünder, der auf die relativ geringe Erschütterung beim bloßen Hinfallen sofort reagiert hätte.
Will er einen Kurzzeit-Zünder verwenden und Hitler nach dem Auslösen des Zündmechanismus umklammern, bis die Detonation eintritt? (Wie an anderer Stelle beschrieben, soll Axel von dem Bussche diese Prozedur geplant haben.) Dazu müßte Kordt die Bombe derart präparieren, daß die Zündung sich beim Erscheinen Hitlers sofort und unauffällig betätigen läßt. Hat er über eine solche Maßnahme nachgedacht und die Fachleute um Vorschläge oder Mithilfe ersucht?
Wie will er verhindern, daß die Aufpasser argwöhnisch werden, wenn er – vielleicht stundenlang – vor der Tür zum Arbeitszimmer Hitlers wartet und dabei die Aktentasche, in der er die Bombe versteckt hat, nicht aus der Hand läßt?

Da wäre zu fragen, warum er es nicht mit der Pistole versucht hat: Wer mit einer Bombe in der Hand bis auf Tuchfühlung an Hitler herantreten kann, der hat auch die Möglichkeit, ihm eine Pistole auf die Brust zu setzen und abzudrücken – falls er wirklich zum höchsten Einsatz entschlossen ist.

Außer vielen interessanten Erlebnissen hat Kordt in seinem Buch „Nicht aus den Akten" auch zahlreiche Belanglosigkeiten dargeboten. Weshalb aber berichtet er keinerlei Einzelheiten über das bedeutsamste Ereignis seines ganzen Lebens, über seinen selbstmörderischen Attentatsplan? Bescheidenheit? Kaum. Denn dann hätte er von der ganzen Sache gar nichts erzählt. So aber läßt das Fehlen konkreter Angaben zu den oben angeschnittenen Fragen die Vermutung aufkommen, daß es diese Episode überhaupt nicht gegeben hat, zumindest nicht in der von ihm so dramatisch herausgestellten Zuspitzung.

Vermutlich ist auch ihm der naheliegende Gedanke gekommen, daß seine Opferbereitschaft angezweifelt würde, wenn das Attentat unterbliebe. Oder aus welchem Grunde übergab er damals den beiden neutralen Diplomaten Kirk und Kappeler eine schriftliche Ankündigung seines Vorhabens? Dieses Schriftstück hätte doch viel mehr Beweiskraft, wenn er es bei einem ausländischen Notar hinterlegt hätte mit der Weisung, dasselbe nach dreißig Tagen der Presse zu übergeben. Dann wäre er unwiderruflich gebunden gewesen. Oder wollte er sich nicht festlegen?

Es wäre auch zu fragen, warum er das Verhalten Osters – Vorsicht oder Feigheit – nicht mit gebührender Schärfe angeprangert hat. Weshalb schont er auch heute noch den Mann, der ihn so schmählich im Stich gelassen hat? Diese Schonung wird völlig unverständlich, wenn man sie – rein theoretisch und mit allem Vorbehalt – aus seiner Blickrichtung betrachtet: Er wollte Hitler ermorden, um die Ausweitung des Krieges zu verhindern und die Voraussetzung für einen Friedensschluß zu schaffen. Da Oster dies unmöglich gemacht hat, müßte Kordt ihn verantwortlich machen für alle Opfer, die der Krieg in der Zeit vom November 1939 bis Mai 1945 gefordert hat! Offensichtlich hat sich der verhinderte Attentäter über diesen Komplex überhaupt keine Gedanken gemacht. Oder hat er aus bisher unbekannten Gründen vermieden, seine Verachtung für das Verhalten Osters zum Ausdruck zu bringen?

War ihm dessen Passivität etwa willkommen? War er etwa – wie die Verschwörer im September 1938 – erleichtert, daß er nun nicht zu handeln brauchte, daß er sein Leben nicht zu opfern brauchte?
So schwerwiegend aber auch die Schuld Osters aus der Sicht der Widerständler zu bewerten ist – es lag nicht nur an ihm, daß Kordt sein geplantes Attentat nicht vollzogen hat. Ein wirklich zum Selbstopfer entschlossener Attentäter in der Position des Legationsrates Ericht Kordt hätte es auch trotz Osters Versagen fertiggebracht, die technischen Voraussetzungen für sein Vorhaben zu schaffen. Die Hauptschuld liegt deshalb bei ihm, der nach eigener Aussage „bessere Chancen hatte als irgendeiner seiner Gruppe"!
Es mag überflüssig erscheinen, der kaum bekannten und überdies auch noch folgenlos gebliebenen Episode Kordt so intensiv auf den Grund zu gehen. Es wird sich aber noch erweisen, daß schon in diesem relativ frühen Stadium des aktiven Widerstandes die typischen Merkmale aller späteren Attentatsversuche deutlich in Erscheinung treten:
Statt aus dem Versagen vom November 1939 die zwingend gebotenen Konsequenzen zu ziehen, haben die Verschwörer ihre Fehler und Versäumnisse bei jeder späteren Gelegenheit wiederholt, bis die Bombe Stauffenbergs am 20. Juli 1944 zwar nicht das Ende Hitlers, wohl aber das Ende des Widerstandes bewirkte.
Zu dieser Zeit befand sich der Legationsrat Erich Kordt schon längst nicht mehr im Machtbereich der deutschen Justiz. Mit erstaunlicher Perfektion hatte er den loyalen Gefolgsmann Hitlers gespielt, und wenn er dabei mit den Zähnen knirschte oder die Faùst in der Tasche ballte – es ist nicht erwiesen, ob er das getan hat –, dann machte er das so diskret, daß seine Vorgesetzten von derartigen Widerstandsgesten nichts bemerkten. Ihr Wohlwollen ihm gegenüber ging so weit, daß sie ihn schon bald nach seinem gescheiterten Kamikaze-Vorhaben nach Japan schickten, wo er ungefährdet das Ende des Krieges und den Untergang Deutschlands abwarten konnte.

OSTER

Es steht fest, daß der damalige Oberst Hans Oster die Termine der deutschen Kriegsoperationen im Frühjahr 1940 dem Gegner bekanntgegeben und sich dadurch des Landesverrates schuldig gemacht hat. Die Ungeheuerlichkeit dieser Vorgänge hätte eine gründliche Untersuchung zur Folge haben müssen, als nach dem Kriege die Geschichte jener Zeit geschrieben wurde. In der Tat haben denn auch deutsche Autoren, wie Erich Kern und Karl Balzer, in ihren Dokumentarschriften ausführlich über den Landesverrat Osters berichtet. Doch die meisten Historiker gehen nur oberflächlich und einseitig an dieses Thema heran. Vorab die Stimmen einiger Zeitgenossen:

„Oster aber war ein Mann nach dem Herzen Gottes", schreibt sein Gesinnungsfreund, der Rechtsanwalt Fabian v. Schlabrendorff. Nun verfügt ein Jurist im allgemeinen nicht über hinreichende Kenntnisse auf dem Gebiet der Theologie, um ergründen zu können, nach welchen Kriterien der Allmächtige sein Wohlwollen zu bemessen pflegt. So hat Schlabrendorff gar nicht erst den Versuch gemacht, sein Votum zu beweisen.

Die damaligen Kriegsgegner Deutschlands, die diesem ungebetenen Helfer eigentlich Sympathie bezeigen müßten, scheinen laut Peter Hoffmann ganz andere, und zwar patriotische Maßstäbe anzulegen. Sie nennen Oster einen „moralisch verächtlichen Verräter", und der niederländische General Winkelman hat einmal behauptet, Oster sei doch „ein erbärmlicher Kerl".

Was war er nun wirklich, dieser deutsche Oberst Hans Oster, ein Mann Gottes oder ein Lump? Gehört er zur Elite oder aber zum Ausschuß, zum Abschaum?

Grundsätzlich wird er in der Literatur dem Widerstand zugerechnet. Denn unbestreitbar hat er sich mit verbissenem Engagement an den konspirativen Gesprächen der Fronde beteiligt. Gelegentlich hat er sich sogar ohne Rücksicht auf die Folgen „zu haßerfüllten Tiraden gegen Hitler hinreißen lassen". Doch dieser Haß, von einigen Autoren ausdrücklich vermerkt, läßt sich auf den ersten Blick nicht begreiflich machen. Es fehlt die logische Begründung: Bekanntlich war der Berufsoffizier Oster wegen Ehebruch mit der Frau eines anderen Offiziers

aus der Weimarer Reichswehr entlassen, dann aber bei Beginn der Wiederaufrüstung von Hitler reaktiviert worden. Warum also haßt er den Mann, der ihm, dem Berufslosen, die Probleme des Zivillebens erspart hat und dem er nicht nur das tägliche Brot verdankt, sondern auch den neu erstrahlenden Glanz der Offizierslaufbahn? Hermann Graml als Sprecher des Münchener Instituts für Zeitgeschichte deutet zwar religiöse Motive an; doch dieser vage Hinweis ist irreal angesichts der wohlwollenden Haltung hochstehender Kleriker zum Dritten Reich. Mann denke nur an Kardinal Innitzer! Immerhin, spätestens seit Kriegsausbruch steht Oster in der Fronde gegen Hitler.

Der überraschend erfolgreiche Verlauf des Polenfeldzuges hat die Besorgnisse der Generalität bezüglich der Überlegenheit der Westmächte nicht ausräumen können. So ist der Winter von 1939 auf 1940 gekennzeichnet durch die Bemühungen nahezu aller einflußreichen deutschen Militärs, ihrem Obersten Befehlshaber einen Angriff an der Westfront auszureden. Ihre Argumente erscheinen überzeugend, militärisch wie auch politisch:

Das Territorium des Großdeutschen Reiches ist nach dem Anschluß Österreichs, nach der Besetzung der Tschechei und nach der Eroberung Polens arrondiert; die Grenzen sind gesichert durch einen Kordon neutraler, befreundeter und verbündeter Staaten im Norden, Osten und Süden.

Die Wehrmacht, nunmehr größtenteils im Hinterland des für damalige Verhältnisse fast unangreifbaren Westwalles versammelt, kann mit Gelassenheit abwarten, ob die Briten und Franzosen, die im September den Krieg erklärt haben, nun auch wirklich Krieg führen wollen. Auf dem Versorgungssektor befindet sich die deutsche Regierung im Gegensatz zu 1914 in einer beruhigenden Lage. Da sie über die unerschöpflichen Rohstoffquellen des russischen Raumes und der Balkanstaaten verfügen kann, muß die Blockade der Nordseeküste wirkungslos bleiben.

Mithin sind nun alle Voraussetzungen für militärisches Abwarten und diplomatische Aktivität gegeben. Ribbentrop ist am Zuge. Im August hat er das große Spiel gegen die britischen Diplomaten in Moskau gewonnen und trotz aller ideologischen Gegensätze den Pakt mit Stalin fertiggebracht. Mit den starken Trümpfen, die er jetzt in der Hand hat, müßte er es auch fertigbringen, die Westmächte zum Friedensschluß zu bewegen.

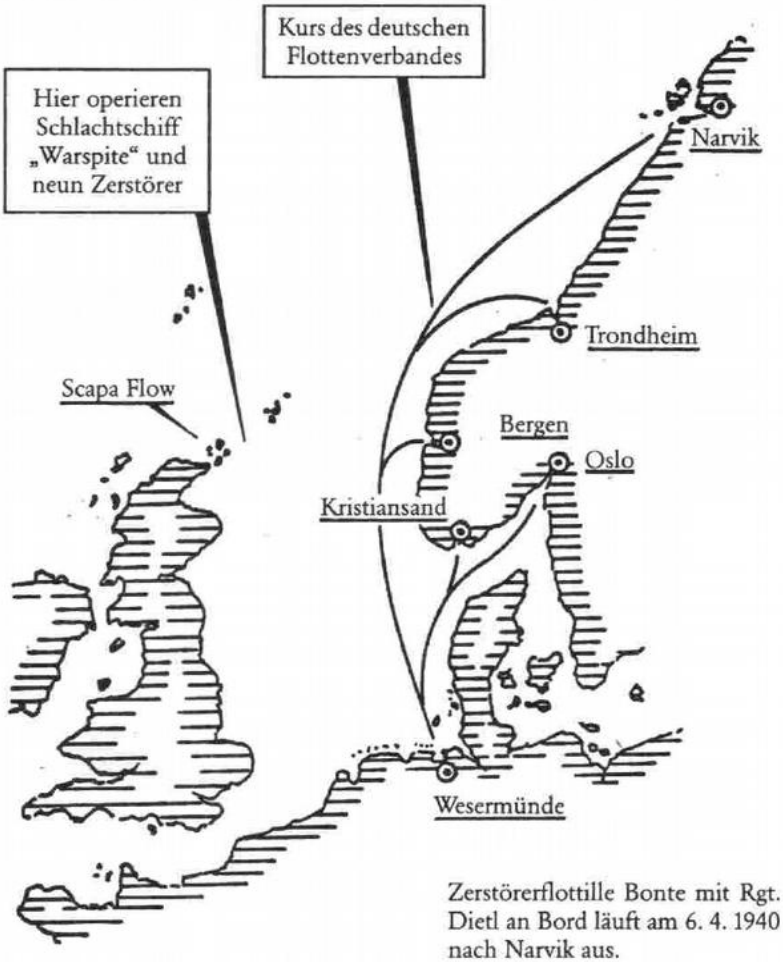
Hitler hingegen beurteilt die Lage ganz anders. Er will der britisch-französischen Aufrüstung zuvorkommen und sofort an der Westfront losschlagen, ungeachtet der Bedenken seiner Generale, die das Scheitern dieser Offensive befürchten.
Die Widerständler sind derselben Meinung wie die Generale, müßten aber eigentlich den riskanten Angriffsplan befürworten, da sie schon seit langem aus innenpolitischen Gründen auf einen Mißerfolg Hitlers warten. Von ihrem Standpunkt aus gesehen ist es daher reine Schizophrenie, wenn Kordt die Westoffensive per Attentat verhindern will und wenn Oster zum gleichen Zweck für einen Putsch der Generale agitiert. Doch genauso wie der Winkelried Kordt hat auch der Agitator Oster keinen Erfolg.
Ohne Erfolg blieb auch Osters gewissenloser Widerstandsmodus, als er im April 1940 den von Hitler geplanten Vorstoß nach Skandinavien, die „Weserübung", durch Verrat zum Scheitern bringen wollte. In der Literatur finden sich wohl zahlreiche Behauptungen, er habe in selbstlosem Patriotismus die Rolle des „scheinbaren" Verräters übernommen, um eine Katastrophe zu verhindern. Mögen seine Freunde aber auch noch so spitzfindig diesen Landesverrat mit dem Zwang der Verhältnisse zu entschuldigen versuchen, so können sie doch gerade aus der Sicht des Widerstandes die Tatsache nicht bestreiten, daß er durch unbegreifliche Fehlleistungen und durch Unterlassung zwingend gebotener Maßnahmen die einmalige Chance verpaßt hat, die sensationelle Erfolgsserie Hitlers zu stoppen.
Oster hat sich zum Verrat des Angriffstermins entschlossen, weiß aber als Abwehrexperte nur zu gut, daß das Verraten gar nicht so einfach ist, wie der Laie denkt. Er kann doch nicht per Telefon den betroffenen Regierungen in Kopenhagen und Oslo mitteilen, daß demnächst die deutschen Soldaten kämen und daß er, der deutsche Oberst Oster, den genauen Termin zu gegebener Zeit durchsagen würde! Ein derartiges Telefongespräch könnte am anderen Ende des Drahtes nur als höchst unangebrachter Scherz aufgefaßt werden. Da müßte er sich schon etwas Besseres einfallen lassen. Er müßte eine klärende Aussprache mit einer kompetenten Persönlichkeit der Gegenseite arrangieren, um bei dieser Gelegenheit außer seinen Informationen auch die zugehörigen Beweise zu liefern. Wo aber – so hätte Oster sich fragen müssen – könnte diese Aussprache stattfinden? Seit der Venlo-Affäre im November 1939 sind

die Engländer für Treffs auf neutralem Boden nicht mehr ansprechbar; französisches oder britisches Territorium aber wäre für einen deutschen Offizier zu riskant. Nun hat er bestimmt gewußt, daß Agenten und Kuriere der Abwehr auch im Kriege noch durch die ganze Welt reisten, nicht nur nach Rom zum Papst und nach Schweden zu diversen Bischöfen, sondern sogar nach Übersee und bis in den Fernen Osten. Da müßte er es doch mit Hilfe des Abwehrchefs Canaris auch arrangieren können, etwa in Lissabon an Bord eines amerikanischen Schiffes zu gehen, um während der Überfahrt mit einem Kollegen vom britischen Secret Service zu konferieren! Dann hätte er tagelang Gelegenheit, sein Wissen an den – richtigen – Mann zu bringen:
Die Deutschen werden demnächst – der Termin steht noch nicht fest – mit einem Flottenverband die norwegische Hauptstadt Oslo anlaufen und besetzen. Dasselbe geschieht in Kristiansand, Bergen, Trondheim . . .
Oslo, das nimmt der Brite wohl ohne Wimperzucken zur Kenntnis; so ein Raid die Ostsee hinauf kann für den Admiral Raeder nicht schwierig sein und ist ihm auch zuzutrauen. Kristiansand jedoch macht den Zuhörer schon skeptisch: Müßten die Germans da nicht mit unseren U-Booten rechnen? Bei den Objekten Bergen und Trondheim ist es dann mit der Gutgläubigkeit des Secret-Service-Mannes vorbei: Von Helgoland nach Bergen sind es glatte 150 Meilen mehr als von Scapa Flow aus! Da hätten Raeders schnellste Kreuzer und Zerstörer nicht die geringste Chance. Sollte er das nicht wissen? Wenn dann aber noch das Angriffsziel Narvik zur Sprache kommt, dann schlägt die Skepsis des Briten in Ärger um, und Oster kann ihm die Gedanken vom Pokergesicht ablesen:
„Dieser Bursche ist entweder ein Schwätzer und Wichtigtuer oder ein ganz ausgekochter Gestapo-Agent, der uns eine Falle stellen will. Aber mit mir kann er das nicht machen." Schon liegt ihm das Schlußwort auf der Zunge, das den Mißerfolg der so mühsam arrangierten Besprechung bedeutet: „Shut up, mister, stop the nonsense!" Doch dazu darf Oster es nicht kommen lassen; er muß Beweise auf den Tisch legen. Auf Grund seiner Position als Mitarbeiter des Abwehrchefs Canaris hatte er tausend Chancen zur Beschaffung überzeugender Dokumente gehabt, und nun ist der Augenblick gekommen, diese Trümpfe effektvoll auszuspielen.

Hier: Marschbefehl für General Dietl nach Wilhelmshaven. Was tut er mit seinem Gebirgsjägerregiment im norddeutschen Küstengebiet, wo es allenfalls Wellenberge, aber kein Gebirge gibt?
Hier: Bereitstellung von zwei Divisionen der Wehrmacht im deutsch-dänischen Grenzgebiet! Wozu? Abgesehen von der Absurdität eines dänischen Angriffs ist von derartigen Absichten oder gar Vorbereitungen der Dänen bisher nichts bekannt geworden.
Hier: Bericht über die Kapazität der Flugplätze in Schleswig-Holstein und Ostfriesland! Geheime Kommandosache übrigens, genauso wie die anderen hier präsentierten Dokumente. Wozu diese statistische Erhebung? Die deutsche Luftwaffe würde doch im Falle eines britisch-französischen Angriffs dringend an der Westfront gebraucht! Und hier . . . und hier . . . und hier! So blättert Oster eine „Geheime Kommandosache" nach der anderen auf den Tisch, bis der Brite sich plötzlich ein Blatt herausgreift und liest: „Weserübung . . . Operationsbefehl für die Besetzung von Narvik durch das verstärkte Regiment Dietl . . . Transportflotte von 10 Zerstörern unter dem Befehl des Kommodore Bonte . . ."
Der Secret-Service-Mann überlegt: Alle diese Papiere können natürlich gefälscht sein; ich bin ja vom Fach und weiß Bescheid. Aber die Sache mit dem Trip nach Narvik läßt sich einwandfrei nachprüfen: Wenn die Germans am X-Tag pünktlich in Narvik an Land gehen wollen, dann müssen sie mindestens zwei bis drei Tage früher in See gehen. Das aber werden unsere Leute in Wilhelmshaven oder Wesermünde auf jeden Fall bemerken. Dann haben wir die Garantie, daß es wirklich losgeht und daß dieser Abwehr-Oberst nicht gelogen hat. Also „Top, mister Oster, ich glaube Ihnen."
Dann verabreden die beiden Gentlemen einen Code, dazu eine narrensichere mehrspurige Nachrichtenverbindung und fahren heim, nach London, nach Berlin. Unter diesen Gegebenheiten verläuft nun alles nach Drehbuch:
Am 2. April setzt Hitler den Angriffstermin fest: „Wesertag 9. 4. 1940, Weserzeit 05.30 Uhr." Am 7. April kann Oster nach drüben melden, daß die Zerstörer mit den Gebirgsjägern an Bord ausgelaufen sind, daß somit die „Weserübung" begonnen hat.
Auch die britische Flotte beginnt mit ihren Gegenmaßnahmen. Ihre U-Boote postieren sich am Oslofjord, vor Kristiansand, vor Bergen

Weserübung

Vorstoß der deutschen Flotte im April 1940 nach Norwegen; Besetzung der Häfen Oslo, Kristiansand, Bergen, Trondheim und Narvik.



und Trondheim. Das Schlachtschiff „Warspite", mit zwei Zerstörerflottillen bereits ostwärts der Orkney-Inseln operierend, nimmt Kurs nach Nordost und geht vor dem Ofotenfjord in Wartestellung . . .
Ein Vergleich mit der Seeschlacht von Tsushima im Mai 1905 drängt sich auf: Die Japaner warteten ab, bis die Baltische Flotte der Russen nach einer Fahrt um den halben Erdball vor ihren Kanonen auftauchte, und schossen sie gnadenlos zusammen. Admiral Rojestwenski hatte nicht die geringste Chance, nach Wladiwostok durchzubrechen.
Nicht die geringste Chance haben auch die deutschen Flottenverbände, wenn sie planmäßig und pünktlich die ihnen zugewiesenen Operationsräume erreichen und in das Feuer der dort auf sie lauernden Briten geraten. (Am historischen 9. April 1940 genügten zwei Torpedos einer veralteten norwegischen Küstenbatterie im Oslofjord, um eines der modernsten deutschen Schiffe, den schweren Kreuzer „Blücher" zu versenken!)
„Weserzeit 05.30 Uhr", hatte Hitler befohlen. Nur eine Stunde später, um 06.30 Uhr, müßte aus den Rundfunkgeräten in aller Welt – außerhalb Deutschlands natürlich – die Sondermeldung zu hören sein: „Weserübung gescheitert! Kein deutsches Schiff hat sein Ziel erreicht, kein deutscher Soldat hat norwegischen Boden betreten, es sei denn als Gefangener oder als Schiffbrüchiger."
Im Gegenzug landet ein britisches Expeditionskorps in Norwegen, ankern Schiffe der Royal Navy in norwegischen Häfen, findet die Royal Air Force Flugplätze und Versorgungsbasen auf norwegischem Territorium.
Für Hitler hat sich damit die Lage entscheidend verschlechtert: Der Feind steht nun am Skagerrak; seine U-Boote operieren in der Ostsee, die im Ersten Weltkrieg noch sozusagen als deutsches Binnenmeer gelten konnte. Die Zufuhr aus Skandinavien ist blockiert, vor allem hinsichtlich der kriegswichtigen schwedischen Erzlieferungen, die jetzt via Narvik restlos nach England gehen. Görings Luftwaffe muß erhebliche Kräfte zum Schutz der deutschen Ostseeküste und der norddeutschen Städte einsetzen, um die von Norwegen aus vorgetragenen Angriffe der RAF abzuwehren. Die deutsche Flotte ist wieder wie 1914 bis 1918 im „nassen Dreieck" der Nordsee eingeschlossen.
Die deutsche Generalität, durch den Sieg in Polen und die Inaktivität der Westmächte offensivfreudiger geworden, schaltet nach diesem Dämpfer wieder um auf Sorge und Skepsis.

Auch die deutschen Diplomaten haben jetzt einen schweren Stand und alle Hände voll zu tun, um den neutralen Mächten klar zu machen, daß die deutsche Aktion gegen Norwegen und Dänemark nicht als Neutralitätsbruch zu werten sei, sondern als gerechtfertigte Reaktion auf die Neutralitätsbrüche der Briten. Es ist aber mehr als fraglich, ob sie etwa bei Roosevelt Punkte sammeln können mit dem Hinweis, daß die Engländer in norwegischem Hoheitsgebiet Minen gelegt und das deutsche Schiff „Altmark" gekapert haben.
Hitlers Selbstvertrauen ist gewaltig erschüttert. Die Zeit ist reif für Verhandlungen – oder für einen Putsch!
So hätte der Chronist die Ereignisse des 9. April 1940 verzeichnen können, wenn der Abwehr-Experte Oster die selbstverständlichsten Verhaltensregeln seines Metiers nicht nur gekannt, sondern auch konsequent praktiziert hätte. Nun, er hat sie nicht praktiziert. Ob er sie denn gekannt hat, die selbstverständlichen Verhaltensregeln des Agenten, des Informanten, des Landesverräters? Sein Verhalten beweist, daß er das Entscheidende nicht erkannt hat. Seine Intelligenzausstattung reichte wohl nicht hin, um zu erkennen, daß es nicht genügt, brisante Geheimnisse einem guten Freund anzuvertrauen und diesem dann die Weitergabe an die richtige Adresse zu überlassen. Denn statt mit allen Mitteln und auf allen Wegen sein Wissen an die bedrohten Skandinavier weiterzugeben, beschränkte er sich laut Hermann Graml darauf, „über (seinen Freund, den holländischen Militärattaché) Sas die dänischen und norwegischen Regierungen vor dem am 9. April beginnenden Angriff auf ihre Länder warnen zu lassen. Irgendwelche Einzelheiten über die Operationen ... sind von ihm nicht weitergegeben worden."
Logische, jedoch auch voraussehbare Folge seiner Nonchalance und seines Dilettantismus: Oster verpaßt diese einmalige Gelegenheit, die Aggressivität Hitlers durch Herbeiführung einer weltweit erkennbaren Niederlage einzudämmen, so wie Erzherzog Karl 1809 bei Aspern den Siegeslauf Napoleons unterbrochen hat. Oster hat auch nicht erkannt, nicht einsehen wollen, daß eine solch ideale Chance wie im April 1940 sich nur einmal bietet, daß sie wirklich einmalig ist. Vier Wochen später versucht er, das Versäumte nachzuholen, und zwar mit den gleichen Mitteln, aber auch mit dem gleichen Mißerfolg.
Anfang Mai 1940 ließ der Widerstand der Generale gegen den

Offensivplan Hitlers nach. Mit Recht werteten sie die Passivität des Westens als Anzeichen geringer Kampfkraft und auch Kampfbereitschaft. Diese Wertung fanden sie bestätigt durch den Verlauf der „Weserübung". In Polen, so mochten sie im nachhinein denken, hatten sie es mit einem minderwertigen Gegner zu tun gehabt: Panzer gegen Lanzenreiter. Diesmal aber hatten sie nicht nur die kriegsentwöhnten Norweger geschlagen, sondern auch die Engländer und Franzosen wieder auf ihre Schiffe zurückgejagt. Wenn die nun, die Kriegserklärer, mithin die Angreifer, nicht angreifen wollten, dann mußten eben die Angegriffenen, die Deutschen wieder die Initiative ergreifen und durch eine Offensive die Kriegsentscheidung herbeiführen. Hitler konnte also jetzt mit seinen Generalen rechnen. Sie würden mitmachen, sie würden ihm folgen, „über die Maas, über Schelde und Rhein . . . siegreich nach Frankreich hinein", wie es bald aus den Lautsprechern schallte. — Seit dem November hat sich die Lage grundsätzlich verändert. Die Westoffensive ist nicht mehr zu verhindern.

Oder doch? Da ist ja noch der Oberst Oster, der nun sein Rezept vom 8. April erneut anwenden will, trotz des eklatanten Fehlschlages. Er hat tatsächlich nichts dazugelernt. Am 9. Mai, wenige Stunden vor dem ersten Schuß, informiert er wieder einmal seinen Freund Sas, und der soll schnellstens den Regierungen in Den Haag und Brüssel mitteilen, daß es im Morgengrauen des 10. Mai, also am nächsten Morgen losgehe, diesmal ohne wenn und aber, sondern mit Panzern und Stukas.

Was wollte, was konnte Oster mit diesem Verrat erreichen? Vor vier Wochen noch, im April, durfte er damit rechnen, daß infolge seiner an Sas weitergegebenen Informationen die Invasion nach Norwegen scheitern würde. Denn an eine Fortsetzung oder Wiederholung der Weserübung wäre nach dem ersten Fehlschlag nicht mehr zu denken gewesen, weil es einfach keine Schiffe mehr gab, um eine zweite Welle folgen zu lassen.

Diesmal aber, hier im Westen, da stellt sich die Lage anders, grundlegend anders dar: In der kurzen Galgenfrist, in den wenigen Stunden vom 9. auf den 10. Mai, können die Belgier und Holländer vor dem Eintreffen der deutschen Panzerspitzen gerade noch einige Brücken sprengen, einige Bataillone in Grenznähe alarmieren, um die

im Morgengrauen angreifenden ersten Stoßtrupps der Wehrmacht aufzuhalten. Doch damit ist die Offensive noch keineswegs abgewehrt.
Hitler schickt die zweite, die dritte Welle ins Feuer, bis es gelingt, die Maas, den Albert-Kanal und die übrigen Wasserhindernisse mit Floßsäcken und Sturmbooten zu überqueren, Brückenköpfe zu bilden und per Pontonfähre die ersten Panzer und Geschütze nachzuziehen. Dann beginnt die eigentliche Offensive zwar erst einige Stunden später als geplant, für den Feind aber viel zu früh, als daß er noch Zeit hätte, stärkere Abwehrkräfte heranzuführen. Inzwischen ist es auch heller Tag geworden, und die turmhoch überlegene deutsche Luftwaffe reagiert mit vernichtenden Angriffen auf jede Staubwolke, auf jede verdächtige Bewegung.
Ja, wenn die Holländer, die Belgier, Engländer und Franzosen zwei volle Tage vorher gewarnt worden wären, wenn sie zwei ganze Nächte für Truppenverschiebungen, für Hindernisbau und weiträumige Minenverlegung zur Verfügung gehabt hätten! Aber diesmal, hier im Westen, da gab es keinen Dietl, der sich zwei Tage vor Beginn der Offensive auf den Weg machen mußte und damit den Beweis lieferte, daß es tatsächlich losging.
Natürlich hat auch Oster dies gewußt. Er hat gewußt, daß er mit seinem Verrat die Offensive keineswegs verhindern, nicht einmal wesentlich verzögern konnte. Er hat in Kauf genommen, daß der von ihm herbeigeführte Rückschlag erhebliche Opfer fordern würde; laut Hermann Graml „schätzte er die Verluste auf etwa 40000 Mann"! Nach seiner zynischen Rechnung, die auch von anderen Autoren bestätigt wird, müßten diese ungeheuren Verluste Hitler veranlassen, die so blutig begonnene Offensive abzubrechen. Damit wäre sein Nimbus der Unfehlbarkeit verflogen, und die Deutschen hätten sich unter diesem niederschmetternden Eindruck einem Umsturzversuch der Fronde nicht widersetzt. — Soweit die Kalkulation Osters.
Ob sich aber die Frondeure nach dem Abbruch der Westoffensive, nach dem ersehnten und endlich eingetretenen Rückschlag in der Erfolgsserie Hitlers zur Tat entschließen und einen Staatsstreich ausführen würden, darüber gehen die Meinungen keineswegs auseinander; darüber gibt es gar keine Meinung; darüber gibt es nur verlegenes Schweigen.

Der Verrat Osters hatte demnach keinerlei rationale, reale, politische oder militärische Hintergründe; er hatte auch keinerlei praktische Bedeutung. Mithin hat Oster sich vergeblich in Verruf gebracht und als Landesverräter gebrandmarkt. Hätte er konkrete Vorbereitungen getroffen, um nach dem militärischen Rückschlag einen Putsch auszulösen, das NS-Regime zu beseitigen, Hitler zu stürzen oder zu ermorden, dann könnte sein Verrat eine gewisse Rechtfertigung finden.

Doch für sinnlose, vom Haß diktierte Exzesse gibt es keine Absolution. Allenfalls gäbe es mildernde Umstände, wenn sich nachweisen ließe, daß Oster auch einen angemessenen persönlichen Einsatz gewagt hat. Wohl aus diesem Grunde bemühen sich seine Sekundanten um derartige Nachweise:

Ist es etwa kein lebensgefährliches Risiko, wenn er coram publico haßerfüllte Tiraden gegen Hitler von sich gibt wie beispielsweise am 8. November 1939 im Frankfurter Offizierskasino? (Die näheren Umstände dieser bekannten Episode lassen allerdings vermuten, daß seine Ausfälle auf die enthemmende Wirkung geistiger Getränke zurückzuführen sind.)

Doch seine Kontakte mit Sas! Er hat ihn ja nicht nur einmal gewarnt; er hat ihn immer wieder informiert, wenn ihm ein neuer Angriffstermin bekannt wurde! Dies veranlaßt einen wohlwollenden Autor zu der Feststellung, daß Oster hierdurch „die Lebensgefahr, in die er sich begeben hatte, unentwegt vergrößerte". Doch bei dieser Deduktion handelt es sich um einen Trugschluß oder um eine Irreführung: Wenn Oster seinem Freund (!) Sas unter vier Augen ein Geheimnis anvertraute, dann konnte ihn nur eine Indiskretion oder eine grobe Ungeschicklichkeit in Gefahr bringen. Dieses „Risiko" aber ist nicht der Erwähnung wert, da er bei dem diplomatisch geschulten Militärattaché die erforderliche Vorsicht unterstellen durfte. Falls er für derartige Mitteilungen jedoch das Telefon benutzt haben sollte – bei seinem notorischen Leichtsinn durchaus denkbar –, dann hat sein Mut, seine Bereitschaft zum Risiko, keine ethische, sondern eine klinische Ursache. Dann muß man ihm hochgradige Zerebralinsuffizienz attestieren.

Wenn die Kritiker Osters im Gegensatz zu seinen Freunden den Standpunkt vertreten, er sei nicht bereit gewesen, wesentlich mehr zu

wagen als Kasinogerede und konspirative Gespräche unter Gleichgesinnten, dann können sie auf einen exemplarischen Vorfall hinweisen: Ende Oktober 1939 hatte sich der Legationsrat Erich Kordt zu einem Attentat gegen Hitler entschlossen, und er wandte sich mit der Bitte um Beschaffung einer Bombe an Oster. Dieser sagte zunächst zu; doch als er feststellte, daß er den Sprengstoff nur gegen Quittung erhalten konnte, da erschien ihm das Risiko zu hoch! So unterblieb dieses aussichtsreiche Attentat, das alle Probleme des Widerstandes gelöst hätte. Gibt es da noch einen Zweifel am charakterlichen Defizit Osters? Hier will ein Mann sein Leben opfern, um Hitler auszuschalten – und dort wagt ein anderer, ein Offizier, nicht einmal das Risiko einer Unterschrift, um den Attentäter bewaffnen zu können!

Mehr Mut als Oster, zumindest mehr Zivilcourage, bringen seine Biographen in ihrem Ressort auf. Trotz erdrückender Schuldbeweise setzen sie ihre Bemühungen fort, das Tun und Lassen, den Charakter und die Motive ihres Helden positiv darzustellen. Verständlicherweise fassen sie sich kurz, wenn es um die Episode Kordt geht. Mit desto größerem Eifer widmen sie sich dem Thema Landesverrat.

„Zum Landesverrat gehört der Vorsatz, dem eigenen Lande Schaden zuzufügen", argumentiert ein bekannter Autor, der den Tod von 40000 deutschen Soldaten nicht als „Schaden" bewertet. Doch diese Definition ist schon im Kern der Sache falsch. Denn zahlreiche, wenn nicht die meisten Agenten handeln nur aus Habgier; und wenn man ihnen auf die Spur kommt, dann werden sie wegen Landesverrat bestraft, obwohl sie gar nicht daran dachten, geschweige denn den Vorsatz hatten, „dem eigenen Lande Schaden zuzufügen". Es gibt natürlich noch andere, nicht weniger ehrenrührige Motive für Landesverräter.

Ein anderer Autor meint feststellen zu müssen, Oster habe seine Informationen nicht der „erklärten Feindseite geliefert, sondern einem noch neutralen Staat". Reine Sophistik: Vor Kriegsausbruch oder Kriegserklärung gibt es doch gar keine „erklärte Feindseite". Demnach wäre Landesverrat in Friedenszeiten überhaupt nicht möglich! Die Gerichte aller Staaten, auch der zivilisiertesten und demokratischsten, sind da ganz anderer Ansicht:

Gab es etwa eine erklärte Feindseite, als Dreyfus in Frankreich, im Stammland der Menschenrechte, wegen Landesverrat zu lebenslanger

Deportation nach Cayenne verurteilt wurde? Das war im Jahre 1894, mitten im tiefsten Frieden!
Wie war das 1913 in Österreich? Der Oberst Redl hat sich zwar durch Selbstmord dem Richter entzogen; aber gibt es auch nur den geringsten Zweifel, daß er wegen Landesverrat verurteilt worden wäre, obwohl es keine erklärte Feindseite gab? Übrigens ist gerade der Fall Redl der treffendste Beweis, daß Landesverräter nicht immer ihrem Vaterlande schaden wollen; hier zeigt sich ein Wust von Erpressung und sittlicher Abartigkeit als auslösendes Motiv.
In Deutschland war es nicht anders. Hier wurde der Pazifist Ossietzky von den Richtern der Weimarer Republik wegen Landesverrat verurteilt, im Jahre 1931, mitten im Frieden.
Die Liste vergleichbarer Fälle ließe sich beliebig verlängern. Damit liegt die Absurdität der Schutzbehauptung vom „neutralen Informationsempfänger" auf der Hand, so daß sich weitere Beweise erübrigen.
Neues Argument der Oster-Verteidiger: „Die . . . Behauptung, Osters Verrat habe Tausenden deutscher Soldaten das Leben gekostet, ist völlig unzutreffend", meint ein bekannter Autor. Doch diese Feststellung ist bedeutungslos. Denn in der Widerstandsliteratur wird immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß es nicht auf den Erfolg ankommt, sondern auf die Absicht der Widerstandskämpfer. Die Absicht Osters aber, schwere deutsche Blutverluste herbeizuführen, steht unbestreitbar fest und hat verhängnisvolle Folgen gehabt, wenn auch nicht den von Oster zynisch einkalkulierten Tod von 40000 deutschen Soldaten und das Scheitern der Operationen. Doch durch seinen Verrat war der Gegner in letzter Stunde alarmiert worden. Daher gingen vor der norwegischen Küste drei deutsche Kreuzer und zwölf Zerstörer verloren. An der Westfront kam es zu verlustreichen Kämpfen der „Brandenburger" und anderer Vorausabteilungen, da das Gros infolge Sprengung einiger Brücken nicht planmäßig nachrücken konnte.
Mithin kann auch der geschickteste Verteidiger, der spitzfindigste Sophist die moralische Verurteilung Osters nicht verhindern. Er kann auch nicht verhindern, daß viele Deutsche, vor allem die alten Soldaten der deutschen Wehrmacht genauso denken wie der ehemalige Generalstabschef Halder: „Sie [Oster und seine Gesinnungsfreunde] übersehen in ihrer Verblendung, daß der Feind sich den Verrat zu Nutzen macht, den Verräter aber immer verachtet hat. Wie

sollte die Verachtung nicht ungleich größer sein bei denen, die verraten wurden – bei den eigenen Landsleuten?"
War Oster also tatsächlich „ein Mann nach dem Herzen Gottes, eine profilierte, mutige Persönlichkeit mit verwegenem Temperament, brennend vor Tatendrang, der einer moralischen und politischen Elite zugehörige Widerstands-Märtyrer, dessen niemals wankender Mut auf religiöser Überzeugung beruhte"? So liest man zwar in der heutigen, zeitbedingt nicht völlig tendenzfreien Literatur. Werden aber auch spätere, vorurteilsfreie Historiker diese Aussage bestätigen, oder werden sie zu einer anderen, weniger positiven Wertung kommen?
Ein paar Unentwegte versuchen schon vorzubeugen:
„Jene (Gegner Hitlers wie Oster) bedürfen keiner Rechtfertigung . . . (schon) der Versuch, ihre Tat anzuweifeln, richtet den, der ihn unternimmt", schreibt der eine, indem er bereits im voraus jeden Kritiker mit Verurteilung bedroht. Ein anderer stellt mit angemaßter Unfehlbarkeit fest: „Ihr Wollen und Handeln ist unantastbar!"
Doch gibt es auch Stimmen, die nicht in gleicher Weise von apostolischem Dogmatismus verzerrt sind:
„Bewältigung (des Themas ‚Soldat und Widerstand') verlangt Erörterung und Diskussion. Nichts ist ihr schädlicher als die Aufrichtung von Tabus, als die Verkündigung von Dogmen, die Zweifel oder Kritik für unstatthaft erklären."
Die endgültige und objektive „Bewältigung" des Falles Oster muß sich aber auf folgende Tatsachen erstrecken: Er hat im November 1939 sein eigenes Leben recht hoch bewertet, und später war er bereit, Tausende deutscher Soldaten einem Phantom zu opfern.
Auch nach dem Fehlschlag im Mai 1940 hat Oster seinen Widerstand gegen Hitler nicht aufgegeben. Unter der Ägide des als Zentrale konstituierten Generals Ludwig Beck fiel ihm die Rolle des „Geschäftsführers" zu. Spektakuläre Taten hat er dabei nicht vollbracht. Als seine wesentlichste Leistung in dieser Zeit ist zu berichten, daß er die Möglichkeiten entdeckt hat, den von Hitler genehmigten Alarmplan „Walküre" für die Auslösung und Durchführung eines Staatsstreichs nutzbar zu machen. Bei den verschiedenen Attentatsversuchen, etwa im Falle Gersdorff, verhielt er sich passiv, um nicht zu sagen hemmend. Unbegreiflich! Wußte er denn nicht, daß ein Putschversuch ohne vorherige Ausschaltung Hitlers keine Chance gehabt hätte?

Am 5. April 1943 wird er in den Fall Dohnanyi hineingezogen, aus seiner Dienststellung entlassen und nach Dresden in die „Verbannung" geschickt. Damit ist seine Rolle im Widerstand definitiv beendet.
Doch dem Schicksal seiner Gesinnungsfreunde kann er nicht entgehen. So wie er einmal im November 1939 durch eine leichtsinnig liegengelassene Namensliste seine Mitverschwörer in die größte Gefahr gebracht hatte, so fällt er selbst nach dem 20. Juli 1944 der Unvorsichtigkeit anderer zum Opfer: Auf Grund vorgefundener Schriftstücke wird der Gestapo seine jahrelange Widerstandstätigkeit bekannt, und damit ist sein Leben verwirkt. Nemesis?

OFFIZIERSKOMPANIE

„Seit Beginn der Westoffensive ruhten die . . . Planungen der Opposition für einen Staatsstreich", schreibt Peter Hoffmann, und Fraenkel-Manvell konstatieren „Stillstand und Lähmung des Widerstandes". Um aber zumindest literarisch die Kontinuität der Widerstandsbewegung nachzuweisen, nehmen einige Autoren mit Bekundungen minderer Qualität vorlieb, etwa mit dem angeblich geplanten Attentat einer imaginären Offizierskompanie. Der höchst utopische Charakter dieses Vorhabens zwingt schon aus Loyalität gegenüber dem echten Widerstand zu einer kritischen Analyse.
Der damalige Leutnant Fritz-Dietlof v. d. Schulenburg hat vielleicht Anfang 1940 unter Freunden einmal vorgeschlagen, man sollte „eine Gruppe Offiziere in Kompaniestärke zusammenstellen, um Hitler zu verhaften und bei der zu erwartenden Gegenwehr zu erschießen". Hierbei kann es nicht zu einem konkreten Attentatsplan gekommen sein, da sich schon bei Erörterung der ersten Details die faktische Undurchführbarkeit eines derartigen Verzweiflungsschrittes herausstellen mußte.
Entscheidend ist bereits der erste Beratungspunkt: Woher soll man im Sommer 1940 hundert Offiziere nehmen, die nicht nur bei der Festnahme Hitlers mitwirken wollen, sondern auch bereit sind,

hierfür ihr Leben zu opfern? Alle späteren Attentatspläne und -versuche, auch Stauffenbergs Aktion am 20. Juli 1944, scheiterten ja gerade an der Tatsache, daß man nicht einen einzigen zum Selbstopfer entschlossenen Offizier oder zivilen Hitlergegner zu finden vermochte! „So blieb" laut Dieter Ehlers „auch die Verschwörung des 20. Juli den Beweis schuldig, daß sie die heroische Energie besaß, die seltene Figur eines absolut todesbereiten politischen Märtyrers hervorzubringen". Ausgerechnet ein Nicht-Militär unter Schulenburgs Freunden, ein politisierender Theologe, den Ulrich v. Hassell in seinem Tagebuch unter dem Tarnnamen „Roggenmüller" erwähnt, ausgerechnet dieser krasse Laie in militärischen Angelegenheiten will nachträglich diese unverbindliche Debatte, eigentlich nur eine laut gedachte vage Idee, als veritable Heldentat ins Geschichtsbuch schreiben. Anläßlich einer Sendung des deutschen Fernsehens im November 1973 über die letzten Stunden zum Tode verurteilter Hitlergegner nimmt er die Gelegenheit wahr, auf diese nebulöse Offizierskompanie hinzuweisen, nicht ohne auch seinen persönlichen Anteil und seine Schießfertigkeit gebührend herauszustellen.

Dieser peinlich-penetrante Profilierungsversuch, als Beitrag zum Sendethema „Im Angesicht des Todes" nicht sonderlich geschmackvoll erscheinend, beraubt den verhinderten Attentäter jedoch der Chance, sich nach probatem Politikerbrauch auf Fehlinterpretation oder Mißverständnis herauszureden, wenn ihm nun ein skeptischer Zeitgenosse mit kritischen Fragen unbequem wird.

Zunächst: Wo und wann sollte die Offizierskompanie in Aktion treten? Etwa anläßlich der damals geplanten Siegesparade deutscher Truppen in Paris? Angenommen, es sei der Beredsamkeit des versierten Kanzelredners gelungen, einige Dutzend Offiziere der damals vom Sieg berauschten Wehrmacht zum Kamikaze-Einsatz gegen Hitler zu überreden, dann zwingt sich die nächste Frage auf: Wie will er seine Kompanie am Tatort versammeln? Paris war nach der Besetzung hermetisch abgeriegelt, und ohne Sonderausweis kam niemand durch die Sperren, auch kein deutscher Offizier! Woher also die Passierscheine nehmen?

Ferner: Wie kommt er an die Urlaubsscheine für seine hundert Offiziere, akkurat zum Zeitpunkt der Parade, also während der absoluten Urlaubssperre für die gesamte Pariser Garnison und für alle

Einheiten der Wehrmacht, die an der Parade beteiligt sind? Unbeschadet der Absurdität einer solchen Annahme sei unterstellt, daß der alerte Gottesmann diese Probleme gelöst habe. Er möge aber zumindest versuchen, dem Fachmann klarzumachen, wie er das fertig gebracht hat. (Der Frager stellt sich vor als Offizier der deutschen Division, die damals als Wachtruppe in Paris eingesetzt war.)
Nun zum engeren Tatort: Soll die Erschießung Hitlers während seiner Anfahrt zum Paradeplatz erfolgen? Da stehen dann die zur Tat einstweilen noch entschlossenen Offiziere am Straßenrand und sehen den Konvoi herankommen. Doch anders als beim überraschenden Blitzbesuch am 28. Juni kommt Hitler diesmal nicht inkognito als schlichter Tourist, um sich privatim mal eben die Attraktionen der Weltstadt Paris anzusehen und vor dem Eiffelturm für ein historisches Foto zu posieren. Nein! Heute tritt er auf mit all dem militärischen Pomp, der dem Obersten Befehlshaber eines siegreichen Heeres zukommt, umgeben von seinen Generalen und Ministern, eskortiert und abgeschirmt von seinen Prätorianern. Anders als an Reichsparteitagen und Erntedankfesten früherer Friedenstage steht er heute nicht im offenen Wagen, um die Ovationen seiner Partei- und Volksgenossen entgegenzunehmen.
Nein, hier und heute, in der – wie er es sehen mag – eroberten Hauptstadt des geschlagenen Erbfeindes, inmitten einer für chauvinistische Hetze anfälligen unberechenbaren Menge, im Stammland des Franktireurs, am Schauplatz der Bartholomäusnacht und der Septembermorde, in der Stadt, wo noch 1914 der für den Frieden plädierende Jaurès am Vorabend des Krieges ermordet wurde – da verzichtet er auf sinnlose Mutbeweise, da bleibt er hinter den kugelsicheren Scheiben seines gepanzerten Wagens in Deckung.
Spätestens jetzt erkennen die Attentäter: Hier ist mit Pistolenschüssen nichts auszurichten! Frage an den Erfinder der Tyrannenmordkompanie: „Hätte auch nur ein einziger von Ihren Offizieren unter diesen Umständen seine Pistole gezogen oder gar einen Schuß abgegeben?“ Zu einem zweiten Schuß wäre er wohl kaum gekommen; denn die Leibgarde Hitlers, das waren echte Profis, die ihre Waffen nicht zum Präsentieren mit sich führten.
Und wenn die Attentäter mit Karabinern ausgerüstet waren, so daß sie die panzerbrechende Sondermunition SmK (H) verwenden konnten?

Dann hätten sie Hitler doch trotz der Panzerung seines Wagens erschießen können!
Utopie! Im Straßenbild einer friedlichen Großstadt erregt schon ein einziger Offizier, der einen Karabiner trägt, den Argwohn jedes Feldgendarmen. Eine ganze Kompanie karabinertragender Offiziere aber inmitten einer Zuschauermenge, die auf die Ankunft Hitlers wartet, löst unverzüglich die höchste Alarmstufe und den sofortigen massiven Einsatz der Sicherungstruppe aus!
Kein Zweifel: Während der Anfahrt Hitlers liegt ein Attentat dieser Art weit außerhalb jeder rationalen Überlegung.
Aber bietet die Parade selbst nicht eine ideale Gelegenheit für den Einsatz der Offizierskompanie? Da steht Hitler doch ohne die geringste Deckung auf dem Podest, wie auf dem Präsentierteller, wenn er in gewohnter Attitüde den Vorbeimarsch seiner Truppen abnimmt!
Wieder eine Utopie: Gerade diese Situation, die zum Attentat herausfordert, zwingt die für Hitlers Sicherheit Verantwortlichen, mit drastischsten Maßnahmen alle Risiken auszuschalten:
Selbstverständlich sind alle in Schußweite liegenden Häuser restlos evakuiert; selbstverständlich ist die ganze Umgebung des Paradeplatzes von einem riesigen Truppenaufgebot nahtlos abgesperrt; selbstverständlich gibt es da nur für geladene Gäste Zutritt; selbstverständlich gibt es keinen unter ihnen, ob Offizier, ob Diplomat, dem nicht ein RSD-Beamter oder Kriminalist als Aufpasser zugeteilt wäre. Da kann kein Unbefugter in die Nähe Hitlers vordringen. Da findet sich nicht die geringste Möglichkeit, auch nur einen einzigen Attentäter in Schußposition zu bringen, geschweige denn eine ganze Kompanie.
So bedarf es keines weiteren Beweises, daß auch die Siegesparade als Tatgelegenheit entfällt.
Doch auch dann noch, als Hitler auf diese Herausforderung des französischen Nationalstolzes verzichtet, ist mit dem Abblasen der Parade die Geschichte der Offizierskompanie noch nicht zu Ende. In der Literatur erscheinen andere, spätere Daten, erscheinen andere, günstigere Einsatzorte. Die meisten Fakten, die den Attentatsversuch speziell in Paris so aussichtslos machen, entfallen bei der Planung eines Anschlages gleicher Art in Berlin, an einem normalen Alltag:
Wer oder was sollte den Chef der Offizierskompanie wohl hindern, irgendwo an den Straßen zwischen der Reichskanzlei und dem Tempel-

hofer Flugplatz einen geeigneten Raum zu mieten, um darin eine gut getarnte Feuerstellung einzurichten? Von dort aus könnten die Attentäter, den Blicken der Passanten und der Polizei entzogen, statt Pistolen und Karabinern viel wirkungsvollere Waffen einsetzen: Maschinengewehre, leichte Flak, Panzerkanonen, ja sogar die zerlegbaren Infanteriegeschütze der Gebirgsjäger und in den letzten Kriegsjahren die handliche Panzerfaust.

Da könnten sie nach zweckmäßig ausgearbeitetem Turnus gruppenweise abwechselnd in Stellung gehen, um in aller Ruhe abzuwarten, bis ihre Stunde schlägt, und sollte es auch Monate dauern, bis Hitler wieder einmal zum Flugplatz fährt oder von dort zurückkommt. Wenn dann der Kompaniechef sich entschließen kann, unverzüglich den Feuerbefehl zu geben, statt erst noch am Telefon um letzte Weisungen zu bitten, wie sein Mitverschwörer Graf Stauffenberg am 15. Juli 1944, dann garantiert ein Hagel von Sprenggeschossen und Granaten den Erfolg des Attentats – mit wahrhaft tödlicher Sicherheit. Die persönliche Sicherheit der Täter wäre allerdings nicht zu garantieren. Das aber dürfte keine ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Denn die Angehörigen der Offizierskompanie zeichneten sich ja gerade dadurch aus, daß sie wie die klassischen „Morituri" der Römerzeit „bereit waren, ihr Leben gegen den Diktator einzusetzen", schreibt Peter Hoffmann. Zudem beschränkte sich ihre Aufgabe ganz ausschließlich auf die Tötung Hitlers. Es steht nirgendwo geschrieben, daß sie wegen weiterer wichtiger Aktionen nach vollbrachtem Attentat unersetzlich und unentbehrlich gewesen wären, wie angeblich am 20. Juli der Oberst Stauffenberg.

Übrigens hätten sie hier in Berlin erheblich bessere Fluchtchancen gehabt als beim Einsatz auf offener Straße in Paris: Ein am Hintereingang bereitstehendes Auto könnte sie in dem allgemeinen Chaos nach dem Feuerüberfall fürs erste aus der unmittelbaren Gefahrenzone bringen. Einige Stunden später aber, wenn der Tod Hitlers zum Sturz seines Regimes geführt hätte, würden sie nicht mehr die gehetzten Verbrecher sein, sondern die umjubelten Helden des Tages! So stellt sich die Frage: Aus welchem Grunde ist ein Anschlag dieser Art nicht geplant, nicht vorbereitet, nicht ausgeführt worden? Natürlich hätte es dazu keines militanten Konsistorialrates bedurft; natürlich hätte das auch jeder andere Deutsche tun können.

Doch da gibt es einen bedeutsamen Unterschied: Die breite Masse, die Millionen Bürger, Bauern und Soldaten hatten noch nie etwas von Ausschwitz und Endlösung gehört. Wie sollten sie auch gewußt haben, was nicht einmal so gut informierten Persönlichkeiten wie dem Diplomaten Ulrich v. Hassell bekanntgeworden war? Sie folgten ihrem Führer Adolf Hitler, der einst nach dem Votum frei gewählter Volksvertreter und mit dem Segen der Kirche sein Amt angetreten hatte, der mithin die gottgewollte Obrigkeit verkörperte, so daß es zweifellos Christen- und Bürgerpflicht war, ihm Gehorsam zu leisten, auch und gerade in notvollen Kriegszeiten.

Aber die anderen, die – so heißen sie heute – „anständigen" Deutschen, unter ihnen Roggenmüller und seine Offiziere, die wollen schon seit Jahren erkannt haben, daß Hitler ein Tyrann sei, dem man Widerstand leisten, den man ausschalten müsse. Sie wähnten, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet zu sein, ihn zu töten. Warum haben diese Morituri ihr angemaßtes Recht nicht wahrgenommen? Warum haben sie nicht nach der Pflicht, die sie sich selbst auferlegt haben, konsequent und entschlossen gehandelt?

Falls Roggenmüller sich mit der Ausrede rechtfertigen will, seine Kameraden hätten ihn im Stich gelassen, dann muß er sich die Zusatzfrage gefallen lassen, weshalb er persönlich nicht gehandelt hat, im Alleingang wie Georg Elser. Denn die wesentlichen Voraussetzungen hinsichtlich seiner Eignung für eine solche Aktion waren doch gegeben: Als passionierter Jäger hat er bewiesen, daß er hervorragend befähigt ist, auf dem Hochsitz geduldig zu warten, bis der Feisthirsch oder der Elefantenbulle auf die Lichtung hinaustritt; und „schießen kann ich ja schließlich auch", versicherte er in bescheidenem Stolz dem Fernsehpublikum.

Weshalb steht er trotz bester Chancen nicht im Geschichtsbuch als „der Mann, der Adolf Hitler erschoß"?

Religiöse Erwägungen oder moralische Bedenken können ihn nicht von dieser Tat abgehalten haben. Denn er selbst, der Theologe, der christliche Moralexperte und Professor, hat im Gespräch mit Moltke die wahrhaft unerhörte These vertreten, gerade das Attentat entspreche dem Liebesgebot Jesu! Gewiß wird er überzeugend darlegen können, weshalb er diesem göttlichen Gebot nicht nachgekommen ist, weshalb er auch den vielzitierten „Ruf des Gewissens" ignoriert

hat. Er sollte aber diese Erklärung den skeptischen Zeitgenossen nicht länger vorenthalten.
Gab es etwa Hindernisse irdisch-profaner Art? Gab es etwa Finanzierungsschwierigkeiten? Keineswegs. Die Kapitalbasis war durchaus solide, wenn man unterstellt, daß diesbezügliche Hinweise der Widerstandsliteraten auf Wahrheit beruhen.
War da nicht der zum Widerstand tendierende Feldmarschall v. Kluge? Hätte man ihn nicht zur Stiftung eines größeren Betrages für Widerstandszwecke überreden können, statt ihn mit Vorwürfen zu verprellen, als er die Viertelmillion, das „Trinkgeld", von Hitler annahm?
War da nicht Canaris, der aus dem Fond der Abwehr schon seit geraumer Zeit die Aktivitäten der Frondeure finanzierte, etwa die Kurierfahrten des Ochsensepp-Müller, des Vizekonsuls Gisevius und vieler anderer?
Waren da nicht die kapitalstarken Förderer des Widerstandes vom Schlage des Großindustriellen Robert Bosch, die nach dem Kriege der erstaunten Öffentlichkeit bekanntgegeben haben, wie hoch per Saldo ihr Kampf gegen Hitler zu Buche steht?
Waren da nicht Firmen wie Jauch & Hübner, die dem Sonderführer und Widerständler v. Dohnanyi als Gegenleistung für persönliche Bearbeitung ihrer UK-Gesuche ein Darlehen von 40000 Mark gewährt hat, wenn auch nicht zugunsten des Widerstandes, sondern zwecks Ankauf einer Wannsee-Villa?
War da nicht Dohnanyi selbst, der „bedeutende Devisenbeträge für eine illegale Wiedergutmachungsaktion" zu beschaffen vermochte; der an Nikolaus v. Halem 12000 Mark zur Anwerbung eines auf Hitler anzusetzenden Mörders auszahlte; der es auch fertigbrachte, für private Familienreisen „Devisen in Anspruch zu nehmen, die ihm nicht zustanden" (und der durch diesen skandalösen Griff in die Staatskasse die Kaltstellung Osters sowie höchste Gefährdung seines Freundeskreise verursacht hat!)?
Waren da also nicht zahlreiche Geldquellen, ergiebig genug, um die Vorbereitung des Attentats zu finanzieren, die Anmietung geeigneter Räume für die Feuerstellung, die Beschaffung von Waffen und Gerät, auch den Lebensunterhalt für die ganze Kompanie, selbst während einer wochen- oder monatelangen Bereitstellungszeit?

Feststellung: Das Attentatsvorhaben der Offizierskompanie ist nicht am Finanzierungsproblem gescheitert!
Nun könnte jemand mit dem Einwand operieren, die Anmietung geeigneter und ausreichender Räume sei unmöglich gewesen angesichts der Wohnraumknappheit, die durch den Bombenkrieg in späteren Jahren zweifellos noch ganz erheblich verschärft worden ist. Doch dieser Einwand läßt sich leicht widerlegen. Denn abgesehen von ihrer vorhin nachgewiesenen Kapitalkraft vermochten die Frondeure auch effektvolle Kompensationen anzubieten:
Sympathisiernde Wehrmachtsangehörige konnten in fast unbeschränktem Umfang von der „Sahnefront" in Dänemark Butter und Fleischwaren besorgen; aus Frankreich hochwertige Weine, Sekt und Spirituosen; Tabak aus Griechenland; Pelze aus Norwegen. Hinzu kamen infolge der einflußreichen Positionen mancher Verschwörer die Beschaffungsmöglichkeiten auf dem Schwarzen Markt: Benzin, Autoreifen, Textilien, Schuhwerk, Heizmaterial und viele andere, dem Normalverbraucher nur mit Bezugsschein erreichbare, streng rationierte Waren. Und schließlich, welcher Hausbesitzer würde nicht bereitwillig einen ganzen Gebäudetrakt abgegeben haben, wenn ihm als Gegenleistung die Befreiung vom Kriegsdienst, die UK-Stellung angeboten worden wäre! Der Sonderführer v. Dohnanyi hat ja im Falle Jauch & Hübner seine diesbezügliche Leistungsfähigkeit überzeugend unter Beweis gestellt.
Es würde zu weit führen, alle Kompensationsmittel, die den fördernden Mitgliedern der Fronde zur Verfügung standen, im einzelnen aufzuzählen. Jedenfalls kann die Beschaffung eines günstig gelegenen Raumes für die Feuerstellung unter diesen Umständen nicht die geringsten Schwierigkeiten verursacht haben.
Wie war es mit der Bereitstellung von Waffen und Gerät? Wenn der frustrierte Attentatsbeflissene sich darauf berufen will, der illegale Erwerb von Kriegsmaterial sei unmöglich gewesen, dann wird ihn ein alter Krieger auf Grund persönlicher Erfahrungen belehren, wie man so etwas unter Frontsoldaten zu erledigen pflegte; er wird ihn aber auch fragen, warum er sich damals nicht an zuverlässige Fachleute gewendet hat.
Auf die „Josephs", wie der erbitterte Ulrich v. Hassell die vor jeder bedenklichen Entscheidung kneifenden Generale zu titulieren pflegte,

konnte der auf Waffenlieferungen angewiesene Chef der Offizierskompanie freilich nicht rechnen. Das hatte sich ja schon im November 1939 durch das Versagen Osters im Falle Kordt gezeigt. Aber waren da nicht die Heinz und Liedig und Herzner und Knaak und die vielen anderen verwegenen Draufgänger mit Freikorps- und Putscherfahrungen? Wahrscheinlich ging auch bei ihnen die Liebe bzw. der Haß nicht so weit, den Tod Hitlers mit ihrem eigenen Leben zu erkaufen. Gewiß aber hätten sie all ihre Kraft und Erfahrung aufgewendet, um dem Attentäter die materiellen Voraussetzungen für seine Tat zu schaffen, ihm jede gewünschte Waffe zu besorgen und in der Feuerstellung schußbereit aufzustellen, so daß er nur noch geduldig zu warten und rechtzeitig abzudrücken brauchte.

Bleibt also nur noch der menschliche Aspekt, bleibt nur noch die Frage nach der persönlichen Einsatzbereitschaft des Attentäters. Hätte er den Mut und die Entschlossenheit aufgebracht, im entscheidenden Moment, wenn er das Auto Hitlers ins Visier bekam, auf den Knopf zu drücken und einen Feuerstoß, einen Kanonenschuß auszulösen? Damit hätte er doch erheblich weniger riskiert als ungezählte Frontsoldaten, die den feindlichen Panzer bis auf kürzeste Distanz herankommen ließen, ehe sie ihre Panzerfaust abfeuerten, ohne auch nur daran zu denken, daß der Koloß sie bei einem Fehlschuß oder beim Versagen der Waffe in ihrem engem Deckungsloch gnadenlos zermalmen würde.

Es bleibt abzuwarten, ob Roggenmüller überzeugend widerlegen kann, was Dieter Ehlers feststellt: „Das Attentat war letzten Endes eben doch ein menschliches Problem . . : Die Ausführung scheiterte am Täter", der, wie Erich Kordt schreibt, „das Nachher noch erleben wollte."

Außer den Ergebnissen der logischen Analyse spricht noch ein anderes Indiz gegen die Annahme, daß es je einen konkreten Attentatsplan à la Offizierskompanie gegeben hat: In der Literatur finden sich nur minimale Spuren dieses Unternehmens, an dem doch etwa hundert Personen beteiligt gewesen sein müßten. Kaum anzunehmen, daß nur ein einziger von ihnen den Krieg überlebt hat und nun simultan als Chronist und Kronzeuge auftreten kann! In Anbetracht der ihm eigenen und hinlänglich erwiesenen Redseligkeit erscheint es sonderbar, daß er nicht einmal mit seinem Freund und Gönner Ulrich

v. Hassell über den geplanten Tyrannenmord gesprochen hat. Denn dieser erwähnt kein Wort davon in seinem Tagebuch „Vom anderen Deutschland". Und wenn Peter Hoffmann diesen vagen Plan der Vollständigkeit halber registriert, dann ist anzunehmen, daß der für seine Akribie bekannte und vielleicht allzu gutgläubige Geschichtsforscher sich von einem „lateinkundigen" Jäger den sprichwörtlichen Bären hat aufbinden lassen.

Mit solch unwiderlegbaren Deduktionen konfrontiert, bleibt dem Protagonisten der Offizierskompanie nichts übrig, als seine früheren Behauptungen erheblich einzuschränken: „Ich bestätige, daß mich ... Schulenburg ... gegen Ende 1943 ... gefragt hat, ob ich einer (zwecks Unschädlichmachung Hitlers) zu bildenden Offizierskompanie beitreten würde. Ich habe Ja gesagt, (doch) Schulenburg ist niemals mehr auf den Gedanken der Offizierskompanie zurückgekommen ..."

Die Zeitangabe „Ende 1943" steht im Widerspruch zu seinen Bekundungen, die unter dem Titel „Der Kreisauer Kreis" in den VfZ 15 (1967) festgeschrieben sind: Hier legt er den Plan nämlich in das Jahr 1942. Sie ist auch unvereinbar mit seinem mündlichen Bericht vom 17. 8. 1965 an Peter Hoffmann, demgemäß „der Plan seit Sommer 1940 verfolgt und 1942 aufgegeben wurde".

Seine Begründung für die Publizierung der Anfrage Schulenburgs kollidiert mit der geschichtlichen Wahrheit: „Ich habe davon berichtet", schreibt er am 19. 11. 1981, „um zu zeigen, daß schon vor Erscheinen Stauffenbergs im Oberkommando Offiziere sich mit dem Gedanken eines Attentats getragen haben." Er muß doch wissen, daß Stauffenberg spätestens seit September 1943 mit Staatsstreichplanungen beschäftigt war und daß sein „Erscheinen" im Oberkommando offiziell am 1. Oktober stattgefunden hat — monatelang vor Ende 1943!

So wird durch das vorerwähnte Schreiben Roggenmüllers vom 19. 11. 1981 die eingangs aufgestellte These bestätigt, daß die Offizierskompanie nichts anderes war als eine laut gedachte vage Idee ohne reale Substanz. Mit keinem Wort geht der Briefschreiber auf die Frage ein, warum er und die anderen, die laut Peter Hoffmann „ihr Leben gegen den Diktator einzusetzen bereit waren", nicht eine der hier aufgezeigten Attentatsmöglichkeiten wahrgenommen haben, sei es im Sommer 1940, sei es vor oder sei es nach dem Erscheinen Stauffenbergs!

SCHLABRENDORFF

Es waren phantastische Pläne, die da zu Anfang 1943 in den Armeestäben an der Ostfront ausgeheckt wurden.
Da gab es den „Plan Lanz": Man beschloß, Hitler auf dem Flugplatz von Poltawa oder während der Besprechung mit dem Stabe der Heeresgruppe B „durch ausgesuchte Teile des Panzerregiments Graf Strachwitz festnehmen zu lassen". Aber Hitler flog nicht nach Poltawa, sondern nach Saporoschje. Damit blieb es Strachwitz erspart, seine Einsatzbereitschaft durch die Tat beweisen zu müssen.
„Da verfiel man auf den Gedanken", schreibt Peter Hoffmann, „Hitler von einer ganzen Gruppe von Offizieren erschießen zu lassen, während er sich bei einem Besuch ... im Kasino des Oberkommandos der HGr. Mitte aufhalten würde." Es wurde nichts daraus, obwohl zahlreiche Offiziere sich hierfür zur Verfügung gestellt hatten. Die angegebenen Hinderungsgründe sind nicht überzeugend.
Da wurde geplant, den Reiterverband „Boeselager" zum Angriff auf das Führerhauptquartier anzusetzen. Es ist beim Planen geblieben. Denn die Aussichtslosigkeit einer solchen Attacke – Kavallerie gegen Maschinengewehre und Vierlingskanonen des Führerbegleitkommandos – bedarf keiner Erläuterung.
Durchaus nicht aussichtslos standen hingegen die Chancen für einen Anschlag, wie ihn Schlabrendorff am 13. März 1943 in Szene gesetzt haben will. Rückblickend ist sogar festzustellen, daß es im Verlauf der ganzen Widerstandsgeschichte keine bessere Gelegenheit zur Ausschaltung Hitlers gegeben hat, ja, daß dies die einzige echte Chance gewesen ist. Nicht nur das Scheitern dieses Anschlages, sondern auch noch andere Indizien geben Anlaß zu der Vermutung, daß nicht alle Bekundungen Schlabrendorffs zu diesem Thema den Tatsachen entsprechen.
In den nun folgenden Ausführungen sollen die Gründe für diese Vermutung dargelegt werden, und zwar unter Auswertung der Angaben, die Schlabrendorff selbst in seinem bekannten Buch „Offiziere gegen Hitler" veröffentlicht hat. Es gibt übrigens für die Historiker und Geschichtsforscher keine anderen Quellen, weder Akten noch Zeugenaussagen. Kein Mitwisser, kein unmittelbar Beteiligter hat den

Krieg überlebt, und die Freunde Schlabrendorffs, die sich zu Worte melden, können nur vom Hörensagen berichten. Wenn aber einige Autoren die nachträglichen Anmerkungen des verhinderten Attentäters kritiklos übernehmen und publizieren, so ist das auf ihre unzulängliche Sachkenntnis zurückzuführen.

Den eigentlichen Attentatsplan schildert Schlabrendorff wie folgt: „Wir wollten Hitler nicht erschießen, sondern ihn mittels einer in sein Flugzeug geschmuggelten Bombe während des Fluges beseitigen." – Die Gelegenheit ergab sich, als Hitler am 13. März 1943 mit dem Flugzeug nach Smolensk kam.

Die Voraussetzungen für den Erfolg waren denkbar günstig. Der Zufall, der am 8. November 1939 den Anschlag Elsers zum Scheitern gebracht hatte, war diesmal völlig ausgeschaltet: Hitler konnte nicht, wie damals in München, vorzeitig weggehen; er mußte während des Fluges an Bord bleiben und würde beim Absturz der Maschine mit absoluter Sicherheit den Tod finden. Im Gegensatz zu den mehrmals geplanten, doch nie ausgeführten Selbstopfer-Attentaten gab es für den Bombenleger auch keinerlei psychologische Hemmungen oder Belastungen: Er brauchte sich nicht in Gefahr zu begeben; er brauchte nicht „heroisch" zu sein oder zu handeln. Er blieb ungefährdet im Hintergrund, vergleichbar dem Pionier, der eine Sprengung vorbereitet hat und nun aus sicherer Deckung die Zündung auslöst.

Auch der Zeitfaktor mußte sich günstig auswirken: Der Besuch Hitlers kam ja nicht überraschend für die Verschwörer. Sie waren darauf vorbereitet. Denn Schlabrendorff behauptet sogar: „Tresckow wollte Hitler auf ein ihm fremdes und uns vertrautes Parkett bringen" und hatte den General Schmundt, mit dem er seit langem bekannt war, gebeten, „er möge Hitler veranlassen, Kluge in seinem Hauptquartier zu besuchen ... So kam es, daß Hitler für die ersten Tage des Monats März 1943 ... seinen Besuch in Smolensk in Aussicht stellte." Demnach hatten die Verschwörer genügend Zeit gehabt, sich gründlich auf das Attentat vorzubereiten.

Zu diesen Vorbereitungen gehörte zunächst einmal die Bereitstellung der Spreng- und Zündmittel für die Bombe.

Erste Frage: Wieviel Sprengstoff ist erforderlich, um ein Großflugzeug wie Hitlers „Condor" zum Absturz zu bringen? Zur Klärung dieser Frage hätte es systematischer Versuche bedurft. Nun erzählt Schlabren-

dorff zwar des langen und breiten von Experimenten Tresckows zur Feststellung der Zünderlaufzeiten; doch sucht man in seinem Buch vergeblich nach konkreten Angaben bezüglich der Sprengwirkung. „Ein Sprengkörper, nicht größer als ein dickes Buch", heißt es da, „war imstande, alles, was in einem mittelgroßen Zimmer war, zu zerreißen." Ob er aber auch imstande war, die Condor zu „zerreißen"? Offenbar hat der Historiker Peter Hoffmann sich mit derlei vagen Begriffen und Maßstäben nicht zufrieden gegeben, sondern Schlabrendorff um exakte Angaben ersucht. Vor allem: Wie groß war dieses „dicke Buch"? Ein Sprengkörper vom Format eines Lexikonbandes wiegt etwa 4 bis 5 Kilo. Es gibt aber auch „dicke Bücher", die nur den fünften Teil dieses Volumens erbringen. Auf Grund der erhaltenen Auskünfte gibt Hoffmann an, daß die Bombe „aus zwei Paaren der englischen Haftmine ‚Clam' bestand". Freilich fehlt auch hier die Gewichtsangabe. Doch aus den Maßen der Clam – etwa 15 x 7 x 4 Zentimeter – läßt sich ein Ladungsgewicht von knapp 500 Gramm errechnen. Das macht bei vier Minen ein Gesamtgewicht von zwei Kilo Sprengstoff, und zwar englischen Sprengstoff. Denn Schlabrendorff hat deutschen Sprengstoff abgelehnt, weil dieser „nur mittels Zündschnur zur Explosion zu bringen" sei! Dieses törichte Argument beweist, daß der Generalstabsoffizier Tresckow zumindest bei diesem Teil der Attentatsvorbereitungen nicht mitgewirkt haben kann.

Nach dieser – wenn auch dilettantischen – Lösung des Sprengstoffproblems mußten die Verschwörer sich mit einem anderen wichtigen Bestandteil der Bombe befassen, mit dem Zünder. Die Engländer hatten zur „Clam" auch ein ganzes Sortiment passender Zeitzünder geliefert, die Schlabrendorff mit bemerkenswerter Anschaulichkeit beschreibt: „Es gab drei verschiedene Arten. Die einen wirken nach 10 Minuten, die anderen nach einer halben Stunde, und wiederum andere nach zwei Stunden. Durch Druck auf den Hals des Zünders wurde eine kleine Flasche zerbrochen. Der Flasche entströmte eine ätzende Flüssigkeit. Diese zerfraß einen Draht, der eine Feder und einen Schlagbolzen hielt. Nach Zersetzung des Drahtes schnellte der Schlagbolzen nach vorn, entzündete das Zündhütchen, und dieses wiederum entzündete die Sprengladung."

Diese Zünder standen den Verschwörern zur Verfügung. Doch vor der Entscheidung, welches der drei Modelle verwendet werden sollte,

mußte eine andere Frage gelöst werden: Wie kann man die Bombe unbemerkt in das Flugzeug Hitlers schaffen?
In Anbetracht der scharfen Überwachung war es für Unbefugte natürlich unmöglich, die Führer-Condor zu betreten und eine Bombe zu deponieren. Daher hatte Tresckow folgenden Plan gefaßt: Vor dem Rückflug wollte er einen Offizier aus der Begleitung Hitlers, den Oberstleutnant Brandt, um die Gefälligkeit bitten, ein Päckchen mit zwei Flaschen Kognak, die er seinem Kameraden Stieff infolge einer Wette schuldete, nach Rastenburg mitzunehmen und dem Gewinner zu übergeben. — Das war durchaus keine ungewöhnliche Bitte; aber das Gelingen des Anschlages hing davon ab, ob Brandt zusagte. Tresckow traute sich zu, die Rolle des Bittstellers mit überzeugender Harmlosigkeit zu spielen und damit dieses Problem, das einzige echte Problem des ganzen Unternehmens zu lösen. Denn statt der Kognakflaschen würde in dem Päckchen natürlich die Zeitbombe versteckt sein.
Von höchster Wichtigkeit für das Gelingen des vorbeschriebenen Täuschungsmanövers — Bombe statt Kognak — war die zweckmäßige Herrichtung des Päckchens. Doch da gab es eigentlich gar nichts zu überlegen, weil die richtige Lösung sich gleichsam aufdrängte: Man nehme zwei Kognakflaschen, fülle sie mit dem plastischen Sprengstoff der Clam, stecke in jeden Flaschenhals einen Zünder, umwickele das Ganze mit Packpapier und verschnüre es mit Bindfaden. Fertig! Das Volumen der beiden Flaschen ist groß genug, um den gesamten Sprengstoff von vier Clams einzufüllen, und der Schaft des Clam-Zünders ist noch wesentlich dünner als die lichte Weite des Flaschenhalses. Somit paßt alles gut zusammen. — Die Tarnung ist perfekt. Wer auch immer dieses Päckchen in die Hand nimmt, der wird nicht daran zweifeln, daß es tatsächlich die „verwetteten" zwei Flaschen Kognak enthält. So und nicht anders hätte Schlabrendorff seine Bombe verpacken müssen. Wie aber hat er es gemacht?
„Wir nahmen", so schreibt er, „zwei Sprengkörper und machten aus ihnen ein Paket, das seiner Form nach zwei Kognakflaschen glich." Punktum! Kein Wort über technische Einzelheiten dieser Metamorphose. Auch sein ehemaliger Mitverschwörer Rudolf-Christoph Freiherr v. Gersdorff, der diesen Attentatsversuch in seinem Buch „Soldat im Untergang" schildert, trägt nichts zur Aufklärung bei. Er erwähnt jedoch die „vier Haftminen, die zu zwei Flaschen geformt

waren" und bestätigt damit, daß Schlabrendorff die Clams im Orginalzustand verpackt hat.
Natürlich ist es unmöglich, aus eckigen Minenkörpern ein Paket zu machen, das seiner Form nach zwei normalerweise runden Flaschen gleicht. Doch nun bringt fast die gesamte Autorenschaft der Widerstandsliteratur eine zweckdienliche Korrektur des Schlabrendorff-Textes: Der Inhalt des Paketes wird nicht mehr als „Kognak", sondern als „Cointreau" deklariert. Peter Hoffmann berichtet, daß auch Schlabrendorff in der neuesten Ausgabe seines Buches „ausdrücklich auf die eckige Form der Flaschen hingewiesen (hat), die auch tatsächlich allein der Form der paarweise verpackten Haftminen entspricht".
Dennoch ist es unerklärlich, daß Schlabrendorff seine frühere Aussage modifiziert und zum Cointreau übergeht: Zwei eckige Flaschen, in Packpapier gehüllt, ergeben ein eckiges Paket. Ohne Beeinträchtigung des Tarneffektes kann man also auch eine Schachtel als Verpackung verwenden. Dann aber wird niemand am Aussehen des Paketes feststellen können, ob es eckige oder runde Flaschen enthält. Mithin hätte Schlabrendorff beim Kognak bleiben sollen. Denn mit der Cointreau-Variante versetzt er seiner ohnehin angeschlagenen Glaubwürdigkeit einen weiteren Stoß, zumal er kommentarlos hinnimmt, daß sein Freund Gersdorff im Jahre 1977 wieder auf den Kognak zurückkommt: „Durch ihre abgerundete Form konnte man mit zwei aufeinandergelegten ‚Clams' einen Rundkörper bilden, der sich, unter Packpapier verborgen, wie eine Flasche anfühlte."
Zur Vervollständigung der Attentatsvorbereitungen fehlt nun nur noch die Auswahl des zweckmäßigsten Zündermodells hinsichtlich der Laufzeit, also der Zeitspanne zwischen dem Zerbrechen der Säurekapsel und dem Eintritt der Detonation. Entscheidend ist hierbei die Tatsache, daß der Zünder vor der Aushändigung an den Oberstleutnant Brandt ausgelöst werden muß, daß er aber erst einige Zeit nach dem Abflug reagieren darf.
Unter diesen Umständen kommt eigentlich nur das Zündermodell mit der zweistündigen Laufzeit in Frage, so daß die Ereignisse in der kritischen Phase folgenden Verlauf nehmen:
Sobald Hitler die Abfahrt zum Flugplatz befiehlt, begibt sich Schlabrendorff auf sein Zimmer, wo er vor Störungen sicher in aller

Die Bombe Schlabrendorffs

Das Foto beweist, daß es nicht möglich ist, aus vier Haftminen „Clam" (rechts) ein Paket zu machen, das seiner Form nach zwei Kognakflaschen (Mitte) oder zwei Cointreauflaschen (links) gleicht.
Wenn der plastische (!) Sprengstoff nicht in Flaschen umgefüllt wird, müssen die 4 Sprengkörper in einer passenden Schachtel verpackt werden.

Angeblich ragte der Clam-Zünder wie ein Flaschenhals aus der Haftmine heraus.

Tatsächlich aber wurde der Zünder vollständig vom Gehäuse der Mine verdeckt.

Angesichts der leeren Zündkanäle kann ein Attentäter das Einsetzen mehrerer Reservezünder auf keinen Fall vergessen. Zweifellos hat Schlabrendorff diese Sicherheitsmaßnahme für überflüssig gehalten.

Ruhe die Zünder in Gang setzt und die Bombe verpackt. Dann fährt er zum Flugplatz und übergibt auf Anweisung Tresckows dem Oberstleutnant Brandt das „Kognak"-Päckchen. Damit ist die Tätigkeit der Verschwörer beendet; sie können auf die weiteren Geschehnisse keinen Einfluß mehr nehmen.
Die Bombe befindet sich nun an Bord. Die Condor ist startbereit. Hitler unterhält sich noch mit Feldmarschall v. Kluge. Seit dem Ingangsetzen der Zündung sind inzwischen mindestens 20 bis 30 Minuten verstrichen. Wenn Hitler jetzt sofort einsteigt und starten läßt, detoniert die Bombe anderthalb Stunden nach dem Abflug, mithin, in Anbetracht der zweistündigen Flugzeit, eine halbe Stunde vor der Landung. Es wäre jedoch möglich, daß die Unterredung Hitlers mit Kluge noch eine Weile andauert. Falls hierdurch der Start verzögert würde, vielleicht sogar um eine volle Stunde, dann könnte die Detonation dennoch nicht vor dem Abflug erfolgen, sondern frühestens eine halbe Stunde nach dem Start, also während des Fluges. Somit ist durch die Verwendung des Zwei-Stunden-Zünders das Gelingen des Attentates gesichert, Hitlers Schicksal besiegelt.
Sein Schicksal wäre tatsächlich besiegelt gewesen, wenn Schlabrendorff am 13. März 1943 nach der hier beschriebenen Methode gehandelt hätte. Doch wenn man die Richtigkeit seiner Bekundungen unterstellt, dann hat er in den entscheidenden Punkten ganz anders und daher falsch gehandelt.
Zunächst einmal hat er einen ungeeigneten Zünder verwendet, einen Zünder, der bereits nach 30 Minuten reagiert! Daher kann er die Zündung nicht schon vor der Abfahrt zum Flugplatz, also in seinem Zimmer in Gang setzen, weil dann die kleinste Programmänderung dazu führen könnte, daß die Bombe zu früh detonierte. Somit ist er gezwungen, das Zerbrechen der Säurekapsel in letzter Minute vorzunehmen, auf dem Flugplatz, in aller Öffentlichkeit, unter den Augen der argwöhnischen Wachen.
Sein Bericht zu diesem Wagnis läßt viele Fragen offen: „Als Hitler im Begriff war, sein Flugzeug zu besteigen, betätigte ich die Zündung der Bombe." – Wenn Hitler in seiner Unberechenbarkeit jetzt noch einmal kehrtgemacht und das Gespräch mit dem Feldmarschall wieder aufgenommen hätte, dann wäre die Bombe vielleicht schon detoniert, während er noch gar nicht an Bord war. Doch dieser Fall ist

Zeitbombe an Bord

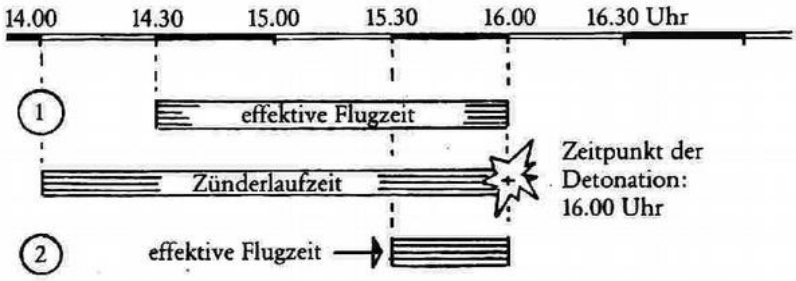
Mit dieser graphischen Darstellung soll demonstriert werden, daß durch Verwendung von 2-Stunden-Zündern der Erfolg eines Bombenanschlages, wie ihn Schlabrendorff geplant haben soll, absolut gewährleistet ist.

Voraussetzungen:

Abfahrt Hitlers vom Stabsquartier der HGr. Mitte zum Flugplatz Smolensk erfolgt um 14.00 Uhr.
Zur gleichen Zeit zerbricht der Attentäter die Säurekapseln der Zünder, so daß die Detonation um 16.00 Uhr erfolgen muß. (Selbstverständlich ist die Bombe mit mehreren Zündern bestückt!)
Gegen 14.20 Uhr trifft Hitler auf dem Flugplatz ein. Der normale Flug Smolensk–Rastenburg dauert 2 Stunden.

Extremfall 1:

Die Führer-Condor startet um 14.30 Uhr. Die Bombe an Bord der Maschine detoniert nach 90 Minuten Flugzeit, mithin eine halbe Stunde vor der Ankunftszeit!



Extremfall 2:

Der Abflug verzögert sich bis 15.30 Uhr! Die Bombe detoniert um 16.00 Uhr, mithin eine halbe Stunde nach dem Start, also während des Fluges!
Bei der Unberechenbarkeit Hitlers kann nicht ausgeschlossen werden, daß er im letzten Augenblick, vielleicht noch nach dem Einsteigen, den Abflug auf unbestimmte Zeit verschiebt, um erneut mit Kluge zu konferieren. Für diesen zwar unwahrscheinlichen, immerhin aber möglichen Fall müssen die Verschwörer eine zweite Bombe bereithalten.

Fazit:

Der 2-Stunden-Zünder räumt alle Schwierigkeiten aus, die den Fehlschlag vom 13. März 1943 verursacht haben.

nicht eingetreten. – Andere Frage: Wie will Schlabrendorff so coram publico und dennoch unbemerkt die Zündung betätigen? „Das obere Ende des Zünders glich einem Flaschenhals und war in das Paket so eingebaut, daß man diesen durch eine kleine Öffnung in der Verpackung fassen konnte." Einspruch! Aus einer von Peter Hoffmann veröffentlichten Zeichnung ist zu ersehen, daß der Zünder im gebrauchsfertigen Zustand der Clam vollständig vom Gehäuse umschlossen ist und nicht herausragt! Die Säurekapsel ist demnach verdeckt und kann nach dem Einsetzen des Zünders gar nicht erfaßt werden.

Nun war Schlabrendorff selbst im Zweifel, ob es ihm gelingen würde, den in der Verpackung steckenden Zünder auszulösen. Deshalb benutzte er ein primitives Hilfsmittel: „Um sicher zu sein, daß der auf den Zünder ausgeübte Druck stark genug sein würde (um die Glasampulle zu zerbrechen), hielt ich einen Schlüssel in der Hand versteckt und drückte mit diesem gegen den Hals des Zünders." Abgesehen von der oben erwähnten Tatsache, daß der Zünder vom Gehäuse der Mine völlig verdeckt war, muß Schlabrendorff sich fragen lassen, warum er hierzu statt des Schlüssels nicht eine kleine Flachzange benutzt hat. Dann wäre der Erfolg doch viel sicherer gewesen!

Zu der „kleinen Öffnung" ist folgendes zu sagen: Sie muß schon mindestens 2 cm breit und 5 cm lang sein, wenn man, mit Daumen und Zeigefinger einen Schlüssel haltend, hindurchgreifen will. Auch wenn es sich dabei nicht um ein Loch im Packpapier handelt, sondern um entsprechend große Risse oder Schnitte, so besteht doch die Gefahr, daß der Oberstleutnant Brandt bei einem zufälligen Blick den merkwürdigen „Flaschenhals" sieht und – neugierig geworden – der Sache auf den Grund geht. Er braucht nur eine Fingerspitze hineinzustecken, um festzustellen, daß sein Päckchen keineswegs Kognak- oder Cointreauflaschen enthält. Folge: Er erweitert die Öffnung und entdeckt die Bombe!

Schließlich fällt noch auf, daß Schlabrendorff mit keinem Wort den Sicherungsstift des Zünders erwähnt. Hat er vielleicht von der Existenz und Zweckbestimmung dieses wichtigen Gegenstandes nichts gewußt? Das wäre allerdings eine plausible Erklärung für das Flaschenhals-Phänomen: Denn ein gesicherter Zünder läßt sich

wegen des überstehenden Sicherungsstiftes nur etwa bis zur Hälfte in den Zündkanal einführen, so daß tatsächlich eine Art Flaschenhals aus dem Gehäuse herausragt. Wenn er aber den Sicherungsstift herausgezogen und dadurch den Zünder entsichert hat, dann muß das schon vor dem Verpacken geschehen sein, also vor der Abfahrt zum Flugplatz. Die Bombe wäre dann nicht transportsicher gewesen und hätte während der Autofahrt über die holperigen Wege durch einen Stoß oder Fall ausgelöst werden können.

Der falsche Zünder und der Flaschenhals, die kleine Öffnung und der totgeschwiegene Sicherungsstift – diese und viele andere Einzelheiten beweisen wieder einmal: Den Attentätern, die nach Georg Elser gegen Hitler angetreten sind, war es einfach nicht gegeben, mit den kleinen Dingen am Rande ihrer großen Projekte fertigzuwerden. Unter diesem negativen Vorzeichen entwickeln sich denn auch die Ereignisse am 13. März 1943: Die Bombe detoniert nicht, und Hitler landet ohne Zwischenfall in Rastenburg. (So erhält der von Tresckow und Schlabrendorff zum Tode verurteilte Oberstleutnant Brandt noch eine Gnadenfrist, bis er am 20. Juli 1944 der Bombe Stauffenbergs zum Opfer fällt.)

Inzwischen bemühen sich die erschrockenen Verschwörer um die Sicherstellung des verräterischen Blindgängers. Schlabrendorff fliegt nach Rastenburg und läßt sich das angeblich verwechselte Päckchen wieder aushändigen. Dann begibt er sich zum Bahnhof Korschen, um in einem für ihn reservierten Schlafwagenabteil die Bombe zu untersuchen, ungestört und – auch das muß gesagt werden – ohne Zeugen.

Über das Resultat dieser Untersuchung gibt er am 30. Juni 1948 – im Nürnberger Prozeß gegen das Auswärtige Amt als Zeuge der Verteidigung befragt – folgende Auskunft: „Ich habe ... das Sprengstoffpaket ... geöffnet ... und festgestellt, daß der Zünder zunächst funktioniert hatte, daß aber ... die Sprengkapsel nicht explodiert war." Es ist wohl auf Mangel an Sachkenntnissen zurückzuführen, daß Richter und Ankläger diese Aussage bedenkenlos akzeptiert haben, statt ihre Glaubhaftigkeit durch logische Deduktionen in Frage zu stellen:

Wenn dieser Aussage entsprechend alle Bestandteile des Zünders mit Ausnahme der Sprengkapsel funktioniert haben, dann heißt das doch: Nach dem Zerbrechen der Ampulle hat die ausströmende Säure den

Haltedraht zerfressen; der Schlagbolzen ist vorgeschnellt; das Zündhütchen ist detoniert. Der hierdurch verursachte Knall, der in der Flugzeugkabine wie ein Schuß dröhnt, müßte auch den arglosesten Wachmann alarmiert haben. Doch niemand ist alarmiert worden. Das Zündhütchen kann also nicht detoniert sein.

An diesem Tatbestand ändert sich nichts, wenn Schlabrendorff jetzt versuchen wollte, sich auf eine Begriffsverwechselung herauszureden mit der Behauptung, nicht die Sprengkapsel, sondern das Zündhütchen habe versagt. Denn auch in diesem Falle hätte das unüberhörbare Klicken beim Auftreffen des Schlagbolzens Alarm ausgelöst. Die Folgen wären in beiden Fällen die gleichen gewesen: Suche nach eventuellen Attentätern, Leibesvisitationen, Gepäckkontrollen. Und dann sieht der ahnungslose Oberstleutnant Brandt mit Entsetzen, wie aus seinem „Kognak"-Päckchen eine Bombe herausgeholt wird!

Doch am 13. März 1943 hat sich nichts dergleichen ereignet. Niemand hat das fatale Klicken gehört, weder der neben der Bombe sitzende Brandt noch einer der Leibwächter Hitlers, die keineswegs harmlos sind, sondern hellwach und äußerst mißtrauisch auf alles Verdächtige achten. Demnach hat weder das Zündhütchen, noch die Sprengkapsel versagt. Nur eine Tatsache steht fest: Im Flugzeug Hitlers ist keine Bombe detoniert. Der Attentatsversuch ist somit gescheitert.

Nun soll untersucht werden, ob die von Schlabrendorff genannte Ursache des Fehlschlages mit den physikalischen Gegebenheiten im Einklang steht. Es ist doch ein geradezu grotesker Unsinn, wenn er als Zeuge vor Gericht bekundet: „Durch die sehr große russische Kälte ... hat der ... Zünder versagt."

Zum ersten: Wie stellt er sich denn, als politischer Berater im Stabe einer Heeresgruppe den Realitäten der Front entrückt, den Winterkrieg in Rußland vor? Etwa wie der kleine Moritz, der da im Schulaufsatz schreiben könnte: „Wenn es sehr kalt wird, dann kämpfen unsere tapferen Soldaten, wie einst unter Blücher an der Katzbach, nur noch mit Säbel und Bajonett, da ihre Flinten und Kanonen wegen der Kälte nicht losgehen?" Angesichts der Millionen Bomben und Granaten, die tagtäglich trotz der Kälte detonieren, ist diese Annahme zu töricht, als daß sie noch widerlegt werden müßte.

Zum anderen: Wenn er schon meint, es läge an der Frostempfindlichkeit der Spreng- und Zündmittel – wo gibt es denn diese „große

Kälte"? Natürlich draußen auf den verschneiten Feldern, auf den vereisten Rollbahnen und in den mühsam ausgehobenen Schützengräben der braven Infanteristen. Doch in Hitlers Condor, ursprünglich konzipiert als Passagierflugzeug für die Nordatlantik-Route, herrscht normale Zimmertemperatur. Es wäre undenkbar, dem Oberbefehlshaber der Wehrmacht stundenlange Flüge in unbeheizter Kabine zuzumuten, zumal während des russischen Winters!

Die Kälte-Theorie ist demnach aus mehreren Gründen unhaltbar.

Eine andere, bei gewerblichen und militärischen Sprengungen relativ häufig auftretende Störungsquelle, das Feuchtwerden des Zündsatzes, kann hier ebenfalls ausgeschlossen werden: Die Haftmine „Clam" war auch für Unterwasser-Sprengungen an Schiffen konstruiert, und bei zahlreichen derartigen Sabotageakten hat sich ihre absolute Wasserdichtigkeit erwiesen. Demzufolge wird diese theoretisch mögliche Ursache des Fehlschlages in der Literatur zum 13. März 1943 nicht einmal angedeutet.

Da nun die technische Funktionstüchtigkeit der Bombe und des Zünders als gesichert gelten muß, kann das Mißlingen des Attentates nur auf das menschliche Versagen des Attentäters zurückgeführt werden, und die vorliegenden Indizien lassen diese Annahme als berechtigt erscheinen.

Da ist zunächst der 30-Minuten-Zünder, den Schlabrendorff ausgewählt hat; hierdurch ist er gezwungen, die Auslösung der Zündung unter erheblichen Behinderungen vorzunehmen. Da ist die unzweckmäßige Verpackung der Sprengkörper. Da ist der als Werkzeug völlig ungeeignete Schlüssel. Dies alles zwingt zu der Schlußfolgerung, daß es dem Attentäter nicht gelungen ist, ja, daß es ihm gar nicht gelingen konnte, die Säurekapsel zu zerbrechen.

Da ist der Sicherungsstift: Der Flaschenhals-Vergleich läßt vermuten, daß Schlabrendorff entweder aus Vergeßlichkeit oder infolge Unkenntnis der technischen Zusammenhänge den Zünder nicht entsichert hat, so daß also der Schlagbolzen auch trotz Zerreißen des Haltedrahtes nicht hätte vorschnellen können.

Da ist schließlich das schwerwiegendste Argument: Schlabrendorff hat für seine Bombe nur einen Zünder verwendet! Das ist nun keine Vermutung oder Annahme; das ist eine unbestreitbare Tatsache. Da steht es schwarz auf weiß in seinem eigenen Bericht: „ . . . entschärfte

ich die Bombe und nahm den Zünder heraus. Der Schlagbolzen war nach vorne geschlagen, aber das Zündhütchen hatte sich nicht entzündet." Man könnte noch viele andere Textstellen anführen, in denen immer nur von einem Zünder die Rede ist.

Diese Fehlleistung ist so überaus unbegreiflich, daß die Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Sprache nicht ausreichen, um die Kritik in angemessener Schärfe zu formulieren. Dieses blinde Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des einzigen Zünders kollidiert so eklatant mit allen militärishen Regeln und Erfahrungen, daß ein Fachmann wie der damalige Oberst v. Tresckow von diesem stümperhaften Plan nichts gewußt haben kann, und daß man überhaupt die Mitwirkung richtiger Offiziere der deutschen Wehrmacht ausschließen muß.

Doch auch dem Laien, dem Nichtmilitär erscheint der Verzicht auf Reservezünder als Verstoß gegen die einfachsten Denkgesetze. Denn jedermann weiß es, jedermann rechnet damit, daß auch das perfekteste technische Fabrikat versagen kann: Feuerzeug und Füllfeder, Taschenlampe und Telefon, Reißverschluß und Radio und tausend andere alltägliche Gebrauchsgegenstände und schließlich – zumindest für Soldaten „alltäglich" – Gewehrpatronen und Minenzünder. Sogar der schlichte Schreinergeselle Georg Elser hat das gewußt, hat vorgebeugt, hat zwei Uhrwerke und drei Schlagbolzen und mehr als hundert Sprengkapseln verwendet, um die Zündung seiner Bombe sicherzustellen.

Kann Schlabrendorff sich auf Zeitmangel oder Termindruck berufen? Bekanntlich wird dieses Argument von einigen Autoren vorgebracht, um die Mängel bei der Vorbereitung des Stauffenberg-Attentates zu entschuldigen. Doch der Verschwörergruppe um Tresckow stand für ihre Vorarbeiten ein Zeitraum von mehreren Monaten zur Verfügung, ganz abgesehen davon, daß die Frondeure insgesamt schon seit Jahren an Tyrannenmordplänen laborierten. Und Tresckow hatte sich bereits im Vorjahr die Spreng- und Zündmittel für den Bombenanschlag beschafft. Außerdem wußte er seit Wochen, daß Hitler demnächst nach Smolensk kommen werde. Zeit genug!

Materialmangel? Fehlte es an Zündern? Keineswegs. Schlabrendorff berichtet: „... im Laufe der Monate ließ sich Gersdorff ... Hunderte von Zündern aushändigen." Hunderte! Die Verschwörer werden doch wohl nicht alle diese Zünder bis auf einen einzigen bei ihren

Sprengversuchen verbraucht haben, vergleichbar jenem Dorftrottel, der im Kaufladen die Zündhölzer erst dann bezahlte, als er sie Stück für Stück „ausprobiert", also angezündet hatte?
Vergeßlichkeit? Nein! Es ist doch völlig ausgeschlossen, daß er den einen Zünder einsetzt und dann die vor ihm auf dem Tisch bereitliegenden Reservezünder vergißt, dazu noch angesichts der drei leeren Zündkanäle der Bombe, die aus vier Sprengkörpern besteht!
Es gibt einfach keine rationale Erklärung, geschweige denn eine Entschuldigung für Schlabrendorffs Fehlleistung. Das hat wohl auch der Rechtsanwalt Helmut Becker während der Gerichtsverhandlung am 30. 6. 1948 erkannt. Er wollte aber seinem Berufskollegen diesbezügliche Vorhaltungen des Richters ersparen, indem er ihm diskret den Plural soufflierte: „Sie haben sich ... überzeugen können ... daß die Zünder ... versagt haben." Doch Schlabrendorff hat nicht begriffen, daß ihm mit dieser Suggestivfrage eine goldene Brücke gebaut wurde; er ist unentwegt beim Singular geblieben: „Ich habe ... den Zünder geprüft ... " Zu seinem Glück war auch der Richter begriffsstutzig und zog aus diesem Eingeständnis keine Konsequenzen.
Zurück zum 13. März 1943. Schlabrendorff hat sich in seinem Schlafwagenabteil eingeschlossen, das explosive Päckchen geöffnet und recht bald bemerkt, aus welchem Grunde die Detonation ausgeblieben ist. Sein Bericht hierüber — auch die bereits zitierte Aussage vom 30. 6. 1948 — kann jedoch nur als Schutzbehauptung ausgelegt worden. Der wahre Sachverhalt dürfte in folgender Gedankenreihe richtig dargestellt sein:
Für das Ergebnis der Untersuchung gibt es zwei Alternativen: Entweder ist die Säurekapsel trotz Druck mit dem Schlüssel nicht zerbrochen, oder der Sicherungsstift steckt noch im Zünderschaft. Die Überlegungen Schlabrendorffs lassen sich leicht rekonstruieren: Was werden seine Freunde sagen, wenn ihnen dieser Tatbestand bekannt wird? Werden sie ihm nicht die Schuld für das Scheitern dieses aussichtsreichen Anschlages aufbürden und ihn für einen unfähigen Versager halten? Ein unerträglicher Gedanke für ihn, dessen Geltungssucht in vielen Passagen seiner Bücher so penetrant zum Vorschein kommt! So liegt die Vermutung nahe, daß er versucht hat, den Kameraden gegenüber die wahren Ursachen des Fehlschlages zu vertuschen.

Die Gelegenheit zur Beschaffung entlastender Indizien ist günstig. Und wenn er auch, wie die meisten Frondeure, den praktischen Dingen des Alltags hilflos-unbeholfen gegenübersteht, so wird er es unter dem Druck der peinlichen Situation doch wohl fertiggebracht haben, die belastenden Corpora delicti zweckmäßig zu frisieren. Wahrlich keine große Mühe: Zuerst nimmt er die Sprengkapsel vom Zünder ab; dann zerbricht er die Säurekapsel, falls sie unversehrt geblieben ist, oder er entfernt den Sicherungsstift, falls er dies am Vortag vergessen hat, und wartet ab. Der Schlagbolzen wird frei, schlägt auf das Zündhütchen und läßt es detonieren. Damit ist die kosmetische Operation auch schon beendet!

Vor kränkenden Verdächtigungen sicher, kann er nun seine Beweisstücke präsentieren: „Hier, meine Herren, überzeugen Sie sich! Die Säurekapsel ist ordnungsgemäß zerbrochen, der Haltedraht des Schlagbolzens ist zerrissen, der Schlagbolzen ist nach vorne geschlagen. Das Zündhütchen jedoch ist unerklärlicherweise nur verbrannt, ohne die Sprengkapsel zu entzünden; sie ist, wie Sie sehen, unversehrt geblieben. Der Fehlschlag unseres Attentatsversuches ist demnach auf höhere Gewalt zurückzuführen." Eine schlüssige Beweiskette, die der versierte Rechtsanwalt Schlabrendorff in eigener Sache geschmiedet hat. Warum auch nicht? Das Attentat ist sowieso mißglückt, und es schadet ja wirklich niemandem, wenn er sich mit einem harmlosen „Corriger la fortune" aus der Affäre zu ziehen versucht.

So könnte es damals gewesen sein. Da aber Schlabrendorffs Schilderung hierzu in unüberbrückbarem Widerspruch steht, muß nun seine Glaubwürdigkeit einer kritischen Prüfung unterzogen werden.

Es wurde bereits dargelegt, daß einige seiner Behauptungen nicht den Tatsachen entsprechen, daß einige seiner Entscheidungen der Logik und einige seiner Aussagen einander widersprechen. Jeder Jurist wird bestätigen, daß diese Häufung fragwürdiger Einzelheiten sich negativ auf die Glaubwürdigkeit auswirken muß.

Doch Schlabrendorff war nicht nur Jurist und Rechtsanwalt. Er war auch Offizier und damit an den Ehrenkodex dieses Standes gebunden, so daß folgender Vorfall seine Glaubwürdigkeit ganz erheblich in Frage stellt: Als er nach dem 20. Juli in Verdacht geriet, an der Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, beorderte ihn der Generaloberst Weiß zu sich und forderte Aufschluß. Schlabrendorff stritt

jegliche Beteiligung ab und bekräftigte diese falsche Aussage mit seinem Ehrenwort. Für den Juristen ist dies nichts weiter als eine jedem Angeklagten erlaubte Notlüge. Für den deutschen Offizier jedoch bedeutet der Bruch des Ehrenwortes den Ausschluß aus der Gemeinschaft ehrenwerter Männer! Bekanntlich hat sich auch Stauffenberg dieses fatalen Deliktes schuldig gemacht; doch er konnte dies mit einem plausiblen Argument begründen: Wenn er sein Ehrenwort hielt, mußte er seine Widerstandspläne aufgeben und die Kameraden im Stich lassen. Bei Schlabrendorff hingegen war es nur ein verzweifelter Versuch, sich der drohenden Verhaftung zu entziehen. Seine Behauptung, er habe durch diese unwahre, ehrenwörtlich bekräftigte Erklärung den Generalobersten Weiß vor der Gestapo retten wollen, kann nur als Ausrede und erneuter Konflikt mit der Wahrheit ausgelegt werden. Denn es ging ihm gar nicht um die Sicherheit des Generals; es ging ihm nur um seine persönliche Sicherheit, der er allen anderen Erwägungen gegenüber den Vorrang gab.

So schreibt er denn auch im Anschluß an die Schilderung seines Anschlages vom 13. März 1943: „War es schon schlimm genug, daß das Attentat mißglückt war, so schien es uns beinahe noch schlimmer, daß die Entdeckung der Bombe unsere Entlarvung und den sicheren Tod bedeutete." Demnach keine Spur von Schulderkenntnis oder Reue. „Es hat mal wieder nicht geklappt. Schade!"

Doch so teilnahmslos, so unbekümmert kann ein Mensch mit normaler Gemütsbeschaffenheit gar nicht sein, auch Schlabrendorff nicht. Die Ursache für seine Nonchalance liegt ganz woanders; sie liegt ganz nahe: Der sachkundige Leser des Schlabrendorff-Buches „Offiziere gegen Hitler" muß aus den bisher vorliegenden Informationen den Schluß ziehen, daß dieser Attentatsversuch überhaupt nicht stattgefunden hat, daß er nur erfunden ist!

Die Anregung zu dieser Erfindung mag ein Gerücht gegeben haben, das Peter Hoffmann als Fußnote publiziert: „Oberleutnant Walter Frentz ... berichtet von einem Frontbesuch Hitlers Anfang 1943 ... wobei dem Arzt Professor Dr. Karl Brandt ein Päckchen mitgegeben worden sei, welches dieser in der Wolfsschanze zur internen Post gegeben habe; dort sei es vom RSD geöffnet und kontrolliert worden, wobei man eine Zeitzünderbombe entdeckt habe. Niemand sonst aus der Umgebung Hitlers erinnert sich an diesen Vorfall, der doch gewiß nicht alltäglich war."

Vielleicht hat Schlabrendorff sich an dieses Gerücht erinnert, als er im Sommer 1945 seine Memoiren verfaßte und darüber nachdachte, wie er sie mit scharfen Zutaten würzen könnte.

GERSDORFF

Wieder einmal schien es, als habe Hitlers letzte Stunde geschlagen. Wieder einmal hatte sich einer seiner Offiziere zum Attentat entschlossen. Doch im Gegensatz zu Schlabrendorff und Elser wollte dieser neue Winkelried nicht auf den Zufall bauen und vom sicheren Port aus das Ergebnis abwarten. Er wollte vielmehr sein Leben opfern, um den Erfolg des Anschlages sicherzustellen. Gegen Fanatiker und Idealisten ist aber, wie Hitler selbst einmal sagte, „kein Kraut gewachsen". Der Legationsrat Erich Kordt, der im November 1939 einen ähnlichen Anschlag geplant hatte, drückt sich weniger burschikos aus, trifft aber genau den Kernpunkt mit der Feststellung: „Alle Wachsamkeit der Sbirren vermag den Tyrannen nur gegen die zu schützen, die das Nachher noch erleben wollen."

Dieses „Nachher" wollte der Oberst Rudolf-Christoph Freiherr v. Gersdorff nicht mehr erleben; er wollte sich vielmehr nach eigenem Bekunden „mit Hitler zusammen in die Luft sprengen".

Die Gelegenheit hierzu kam am 21. März 1943, am Heldengedenktag: Im Verlauf der üblichen Feierlichkeiten würde Hitler eine Ausstellung russischer Beutewaffen im Berliner Zeughaus besichtigen, und Gersdorff hatte den Befehl erhalten, ihn hierbei zur Erteilung sachverständiger Auskünfte zu begleiten. So wurde ihm die Chance geboten, die seit Jahren diskutierte, längst beschlossene, doch immer wieder ausgesetzte Ermordung Hitlers in die Tat umzusetzen und damit die von den Frondeuren angestrebte Niederlage Deutschlands herbeizuführen. Mangels hinreichender Erfolgsaussicht wurde eine Exekution mittels Schußwaffe nicht ernsthaft in Erwägung gezogen, und so hatte sich der Attentäter für einen Bombenanschlag entschieden: Er wollte sich zwei Sprengkörper, zwei „Clam"-Haftminen, in die Manteltaschen stecken und diese in unmittelbarer Nähe Hitlers zur Detonation bringen.

Dann kam die entscheidende Stunde. Hitler fuhr am Zeughaus vor, ging hinein und kam nach wenigen Minuten wieder heraus, unversehrt und ahnungslos. Nichts hatte sich drinnen ereignet, keine Explosion, kein Schuß, überhaupt nichts Ungewöhnliches, wenn man davon absieht, daß Hitler den Gang durch die Ausstellungshalle schneller als vorgesehen absolviert hatte.

Das Attentat war also gescheitert. Hatte man es vorzeitig entdeckt und den Attentäter entlarvt? Nein, auch er ging unbehelligt davon. Offenbar hatte er gar nicht den Versuch gemacht, sein Vorhaben auszuführen. Aus welchem Grunde? Bei kritischer Untersuchung der Planung und Vorbereitung des Attentates stößt man sofort auf die unbegreifliche Tatsache, daß der zum Selbstopfer entschlossene Oberst v. Gersdorff für seine Bombe einen Zeitzünder benutzt hat!

Gegen den Zeitzünder spricht zunächst die ungeheure psychische Belastung des Attentäters, der nach dem Auslösen des Zünders noch eine qualvoll lange Viertelstunde auf die Explosion warten muß. Es ist einfach undenkbar, daß ein Mensch bei diesem fast tausend Sekunden dauernden Zeitlupen-Selbstmord noch Herr seiner Nerven bleiben könnte.

Gegen den Zeitzünder sprechen aber auch technische Fakten: Bei der notorischen Unberechenbarkeit Hitlers war es durchaus möglich, daß er das Protokoll nicht einhielt und die Besichtigung der Beutewaffen abkürzen würde. Dann käme die Detonation der Bombe zu spät, genauso wie beim Elser-Attentat am 8. November 1939. Wenn Gersdorff heute behauptet, diese Zeitverkürzung habe ihn überrascht, dann liegt darin das Eingeständnis, daß er sein Vorhaben nicht mit angemessener Sorgfalt durchdacht hat. Er mußte mit dieser Eventualität rechnen!

Ob Gersdorff durch derartige Erwägungen zum Aufgeben veranlaßt worden ist, oder ob er trotzdem das Attentat auszuführen versucht hat; mit anderen Worten: ob er die Zündung betätigt hat oder nicht – das läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Denn in der Literatur finden sich beide Versionen.

„In aller Frühe (des 21. 3. '43) suchte ich . . . Gersdorff auf . . . und überreichte ihm . . . die Bombe . . . Alle Versuche, . . . eines (sofort wirkenden) Zünders habhaft zu werden, schlugen fehl. Der Attentatsversuch mußte somit unterbleiben." So steht es geschrieben in der

ersten Ausgabe des Schlabrendorff-Buches „Offiziere gegen Hitler". Diese Textstelle besagt eindeutig, daß Gersdorff die Zündung nicht ausgelöst hat.
In der zweiten Ausgabe seines Buches läßt Schlabrendorff diese Frage offen: „Gersdorff fand eine Lösung, konnte aber das Sprengmittel nicht zünden, weil Hitler (den Raum) . . . gleich wieder verließ." Eine absolut unsinnige Schilderung: Wenn Gersdorff das Problem gelöst, also einen brauchbaren Zünder gefunden hätte, dann hatte er keinen Grund, das Attentat zu unterlassen. Denn er konnte doch nicht vorhersehen, daß Hitler „den Raum gleich wieder verließ"!
Bemerkenswert ist jedoch die Bestätigung, daß Gersdorff sich um Beschaffung eines sofort wirkenden Zünders bemüht hat. Demnach hielt er die in seinem Besitz befindlichen Zeitzünder für ungeeignet. Schließlich räumt er selbst alle Unklarheiten aus: Laut Peter Hoffmann hat er „im Bericht vom 1. Januar 1946 (Beitrag)" und überdies noch „Anfang der fünfziger Jahre bestritten, die Zündung betätigt zu haben". In gleichem Sinne muß man seine Zeugenaussage im Nürnberger OKW-Prozeß am 16. 4. 1948 auslegen: „Da die Zünddauer der . . . chemischen Zeitzünder etwa 15 Minuten betrug, war die Durchführung [des Attentats] nicht möglich." Auch Kurt Zentner publiziert eine bestätigende Äußerung Gersdorffs: „Schmundt . . . sagte mir, es stünden höchstens acht bis zehn Minuten für den Gang durch die Ausstellung zur Verfügung. Damit war die Möglichkeit des Attentates unterbunden."
Ein ganz klarer Fall: Gersdorff hat keinen brauchbaren Zünder und infolgedessen keine Möglichkeit, das Attentat auszuführen. Mit dieser Feststellung könnte man die Akte schließen, und auf keinen der Beteiligten fiele auch nur der Schatten einer Herabsetzung oder Kränkung.
Oder doch? Hat vielleicht ein taktloser Zeitgenosse den todesmutigen Freiherrn gekränkt mit der hämischen Unterstellung, die Zündermalaise sei ihm wohl sehr gelegen gekommen als Vorwand zum Aufgeben seines selbstmörderischen Vorhabens? Eine solch beleidigende Herausforderung könnte Gersdorff veranlaßt haben, von seiner ursprünglichen Darstellung abzurücken und eine konträre Version zu publizieren: Er habe – wahrheitswidrig – in den ersten Jahren nach dem Kriege das Auslösen des Zünders nur deshalb bestritten, weil er „nicht

als einer angesehen werden (wollte), der auch seine Freunde (Szymonski und Hardenberg, die Hitler beim Gang durch die Ausstellung begleiteten) geopfert hätte, um den Verbrecher . . . zu beseitigen". Tatsächlich aber habe er die Zündung der Bombe ausgelöst.

Angesichts dieser Behauptungen, Dementis und dementierten Dementis läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, was da am 21. März 1943 im Berliner Zeughaus wirklich passiert ist. Es gibt keine direkten Zeugen, und der sich anbietende Schlabrendorff kann nur vom Hörensagen berichten. Bleiben also nur die Aussagen des Akteurs Gersdorff. Der aber macht selbst seinen Freunden den Glauben an seine Glaubwürdigkeit recht schwer, nachdem er sich die Freiheit genommen hat, seine diversen Tatberichte den Zeitumständen anzupassen. Logischerweise hat man dann auch weitgehend auf die konkrete, detaillierte Befragung des Titelhelden verzichtet.

Weniger Logik, eher schon ein emotioneller Entlastungsversuch kommt in der Begründung dieser Abstinenz zum Ausdruck, wenn da ein renommierter Autor schreibt: „Gersdorff sprach aus Bescheidenheit nicht gerne über diesen Vorgang, und für andere wäre es taktlos gewesen, nach Einzelheiten zu forschen, ganz abgesehen davon, daß man damals andere Sorgen hatte und längst neue Versuche plante."

Mögen andere darüber diskutieren, ob man dem Autor des Buches „Soldat im Untergang" Bescheidenheit konzedieren muß, kann oder darf. Der Hinweis auf das Taktgefühl ist aber völlig deplaziert. Wenn er etwa nach durchzechter Nacht die Kontrolle über seine Körperfunktionen verloren hätte, dann wäre es freilich taktlos gewesen, „nach Einzelheiten zu forschen". Doch hier ging es nicht um ein Vorkommnis persönlicher Art, sondern um ein Ereignis von wahrhaft säkularer Bedeutung, und gerade wegen des negativen Ausganges wären die Beteiligten verpflichtet gewesen, alle Ursachen des Scheiterns zu ergründen, unter Einbeziehung der nervlichen Belastung und der psychischen Reaktionen des Attentäters, unter Ausschaltung jeglicher Rücksicht auf Diskretion und Konvenienz.

Es entspricht erprobtem militärischem Brauch, nach der Schlacht – zumal nach einer Niederlage – die einzelnen Gefechtsphasen am Sandkasten nachzuspielen, um neue Erkenntnisse zu gewinnen. Wenn sich dabei Führungsmängel herausstellen, dann wird die Fehlleistung eines Offiziers, eines Truppenführers nicht etwa aus

kameradschaftlicher Rücksichtnahme taktvoll übergangen, sondern im Vokabular der Soldatensprache eingehend diskutiert und mit bohrenden Fragen bis ins letzte Detail aufgedeckt. Zudem gehört das Studium historischer Kriegsereignisse als Pflichtfach zur Ausbildung der angehenden Generalstäbler. Oder haben Gersdorff und seine Freunde nicht auch einmal die Standardwerke der Kriegsliteratur über Cannae und Zama, über Leuthen und Leipzig, über Napoleon und Gneisenau und Moltke gelesen, lesen müssen?

Wenn „man" aber damals „schon längst neue Versuche plante", dann war „man" zu „taktloser" Befragung Gersdorffs nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet. Denn den Luxus mimosenhafter Empfindlichkeit können Rebellen und Tyrannenmörder sich nicht leisten. Der Verzicht der führenden Verschwörer auf eine solche Befragung Gersdorffs läßt den Verdacht aufkommen, daß hier die Aufdeckung peinlicher Realitäten unterbunden werden sollte. Denn derartige Realitäten sind mühelos nachzuweisen.

Da war zunächst die Bombe. Gersdorff wählte zwei englische Haftminen „Clam" vom Format 4 x 7 x 15 cm. Frage: Hat er sich damals zwecks Überprüfung der Tarnung einmal in voller Attentatsausrüstung vor den Spiegel gestellt? Wohl kaum. Sonst hätte er gesehen, was auch die „Sbirren" Hitlers bemerken mußten, nämlich die sich so verräterisch abzeichnenden Umrisse der beiden Sprengkörper in seinen Taschen, optisch noch hervorgehoben durch das Koppel, welches den Mantelstoff oberhalb der Taschen eng an den Körper preßte. Nein, wenn Gersdorff vor dem Aufbruch zum Zeughaus an einem mannshohen Spiegel vorbeigekommen wäre, dann hätte er nicht gewagt, in dieser Aufmachung auf die Straße zu gehen. Zusatzfrage: Warum hat er den plastischen Sprengstoff der Clam nicht ohne das Gehäuse in die Taschen gesteckt? Vielleicht findet sich doch noch eine Film- oder PK-Aufnahme vom 21. März 1943, auf der der Oberst v. Gersdorff in voller Größe zu sehen ist. Dann wird sich künftig jede Diskussion über seinen Attentatsversuch erübrigen – im positiven oder negativen Sinn.

Doch abgesehen von der Entdeckungsgefahr – wie standen die Erfolgsaussichten? Jede der beiden Clams enthielt ungefähr 500 Gramm Sprengstoff, weit mehr als genug, um den Tod des Attentäters herbeizuführen. Hitler jedoch wäre nur dann getötet worden, wenn er

unmittelbar neben der detonierenden Bombe gestanden hätte. Schon bei einem Abstand von 60 oder 70 cm wäre die Druckwelle der Explosion fast wirkungslos verpufft. Hier sei erinnert an die makabre Mutprobe mancher Tollköpfe unter den alten Soldaten, die sich eine Stielhandgranate auf den Stahlhelm setzten und detonieren ließen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Unter diesem Aspekt erscheint es ganz selbstverständlich, daß Gersdorff „versuchte, . . . diesem (Hitler) möglichst nahe zu bleiben", indem er sich nach eigener Aussage „dicht an Hitlers linke Seite drängte". Was aber versteht er unter „möglichst nahe"? Was heißt „dicht"? Der Oberst konnte doch nicht Arm in Arm mit seinem Obersten Befehlshaber durch die Halle wandeln. Mithin mußte er unter den gegebenen Umständen riskieren, daß die Bombe gerade dann explodierte, wenn er die enge Fühlung mit Hitler verloren hatte, so wie auf einem Foto, das Will Berthold publiziert („Die 42 Attentate . . . "): Da steht Gersdorff hinter Göring, Dönitz und Keitel weit im Hintergrund, während Hitler sich von einem anderen Offizier Erläuterungen geben läßt. Somit zeigt sich in krasser Weise, daß der Anschlag äußerst mangelhaft vorbereitet war.

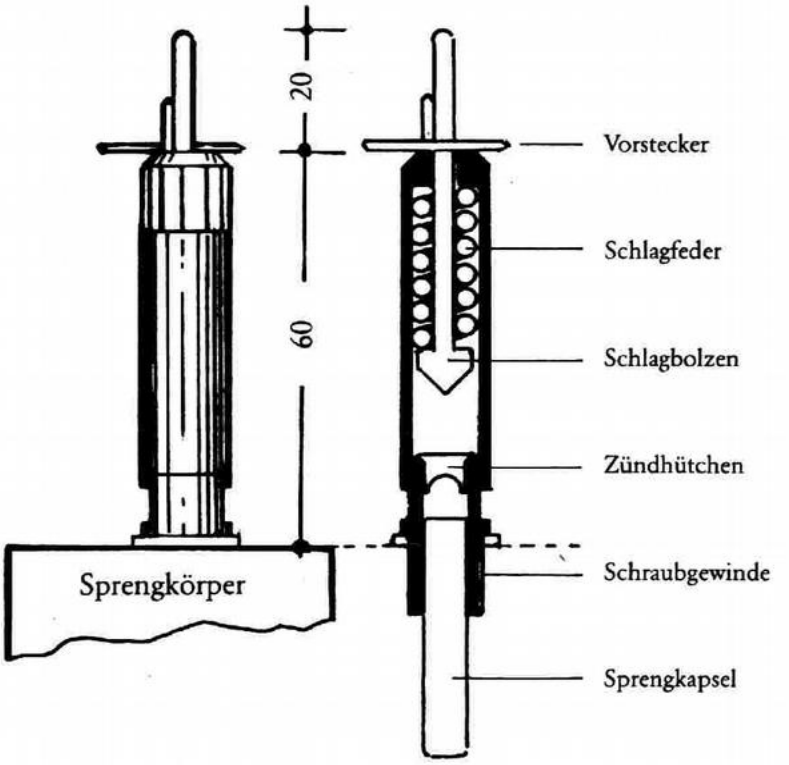
Denn warum wählte Gersdorff ausgerechnet einen Zeitzünder für seine Bombe? Warum nahm er keinen sofort wirkenden Druck- oder Zugzünder? Damit hätte er den Zeitpunkt der Detonation selbst bestimmen und den Zufall vollständig ausschalten können. Die Antwort Gersdorffs auf diese wohl oft gestellte Frage fordert jeden Kenner der Materie zum Widerspruch heraus: „Das von mir . . . ausgewählte britische Spreng- und Zündmaterial war nach dem Urteil aller . . . Experten das optimale Gerät, das damals . . . zur Verfügung stand", schrieb er dem „Spiegel" im April 1976. Zweifellos wäre der britische Clam-Zünder in der Hand eines intelligenteren Akteurs das optimale Gerät für den Anschlag Schlabrendorffs gewesen; doch für ein Selbstopfer-Attentat war er absolut ungeeignet. Gersdorff möge sich seine „Experten" einmal etwas näher ansehen; dann wird er feststellen, daß es keine Fachleute waren, jedenfalls keine deutschen Pioniere. Die hätten ihm ein ganzes Sortiment deutscher Zünder benennen können, die für sein Vorhaben wesentlich besser geeignet waren:

Da gab es den fingerhutgroßen „Zündschnuranzünder", den man nur abzuziehen brauchte, um die sofortige Detonation einer aufgesetzten Sprengkapsel auszulösen.

Da gab es den „S-Minen-Zünder", der auf Fingerdruck dasselbe bewirkte.
Da gab es den „Zugzünder 42" (ZZ 42), der nicht größer war als der kleine Finger einer Männerhand. Die Auslösung erfolgte durch Herausziehen des Vorsteckers, eine Manipulation, die man mit einer Hand vollziehen konnte, auch innerhalb der Mantel- oder Hosentaschen. (Abb. Seite 148)
Da gab es den „T-Minen-Zünder 42". Wenn man den Scherstift durch einen handlichen Vorstecker ersetzte, funktionierte er genauso wie der ZZ 42. (Abb. Seite 149)
Da gab es den (merkwürdigerweise in der Widerstandsliteratur überhaupt nicht erwähnten) „Glühzünder", der schon auf den Stromstoß einer Taschenlampenbatterie reagierte und wirklich als das „optimale" Zündmittel für Attentäter zu bezeichnen ist.
Durch Verwendung eines dieser sofort wirkenden Zünder hätte Gersdorff sein Attentat ausführen können, ohne die Tücken des Zufalles befürchten zu müssen. Doch er vertraute auf den Ratschlag seiner Experten.
Nun kommt eine Zwiespältigkeit in der Argumentation Gersdorffs zum Vorschein: Er hatte – wie er behauptet – ein optimales Gerät zur Verfügung, den Clam-Zünder. Dennoch „fragte er Schlabrendorff, ob er (ihm) noch weitere Zünder besorgen könne". Wozu brauchte er denn weitere Zünder? (Es soll wohl heißen andere Zünder). Offensichtlich hielt er sein angeblich optimales Gerät doch nicht für geeignet. Dies ergibt sich aus den Äußerungen Schlabrendorffs: „Was uns leider fehlte, war ein kurzfristiger Zünder. Alle Versuche, eines solchen habhaft zu werden, schlugen fehl." Die Suche nach „Simultanzündern" blieb also erfolglos. (Der Ausdruck Simultanzünder war dem Pionier jener Zeit nicht geläufig; offenbar ist hiermit ein Zünder gemeint, der im Gegensatz zum Zeitzünder nach dem Auslösen sofort reagiert.)
Wenn nun Gersdorff bei seinen Freunden und Experten keine Hilfe fand – warum half er sich nicht selbst? Er hatte doch alles erforderliche Rüstzeug zur Verfügung; er war doch nicht wie etwa Kordt und Schlabrendorff auf Zulieferer angewiesen!
Da gibt es nämlich eine Tatsache, die von manchem Autor in diesem Zusammenhang geflissentlich übergangen wird: „Im Sommer 1942

Der deutsche Zugzünder 42 (ZZ 42)

Dieser Zünder wurde während der letzten Kriegsjahre massenhaft produziert und an die Truppe ausgeliefert, so daß er wohl jedem deutschen Frontsoldaten, zumindest jedem Pionier bekannt war. Trotz einfachster Konstruktion war er vielseitig verwendbar: nicht nur als Druckzünder für alle Arten von Behelfsminen, sondern auch als Zugzünder für Stock- und S-Minen in Stolperdrahthindernissen und Drahtverhauen.



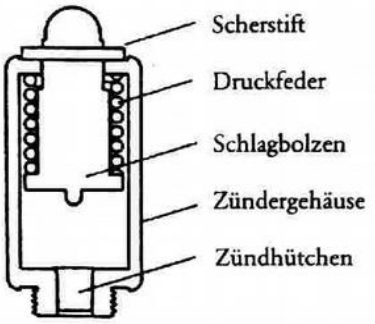
Der Attentatsversuch Gersdorffs am 21. 3. 1943 ist wegen Verwendung eines ungeeigneten Zünders gescheitert. Aus dem gleichen Grunde hätte auch Bussche keinen Erfolg gehabt, wenn es zur Ausführung seines Planes gekommen wäre. Es ist unbegreiflich und unerklärlich, daß beide Offiziere versäumt haben, den leicht zu beschaffenden und vorzüglich geeigneten Zugzünder 42 zu verwenden.

Zünder der T-Mine 42

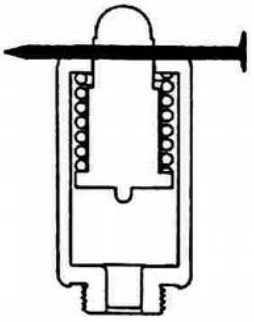
Die maßstabgerechte Abbildung der Streichholzschachtel soll die geradezu winzigen Abmessungen dieses Zünders anschaulich machen.

A. Normale Funktion des Zünders:

Bei hinreichend starker Belastung der Mine durch eine Panzerkette oder ein Fahrzeugrad wird der Scherstift abgequetscht; die zwischen dem Schlagbolzenteller und dem Gehäusedeckel zusammengepreßte Druckfeder läßt den Schlagbolzen auf das Zündhütchen schnellen; hierdurch entsteht eine Stichflamme, welche die Detonation der Sprengkapsel und der Sprengladung einleitet.



B. Verwendung als Zugzünder („Simultanzünder"):



Zu diesem Zweck wird der Scherstift durch einen Vorstecker oder einen passenden Nagel ersetzt: Sobald man diesen herauszieht, erfolgt sofort die oben beschriebene Reaktion des Schlagbolzens.

Dieser Zünder war ebenso leicht wie unauffällig zu beschaffen und eignete sich vorzüglich für ein Attentat, wie es der Oberst v. Gersdorff geplant haben soll.

beauftragte Tresckow den . . . Oberstleutnant von Gersdorff mit der Beschaffung von geeignetem Material für ein Attentat", berichtet Peter Hoffmann. Derselbe Gersdorff, der am 21. März 1943 keine brauchbaren Zünder auftreiben konnte, fand damals, ein halbes Jahr zuvor, im Lager der Abteilung II (Sabotage), was er suchte, und ließ sich „mehrere Kilo Sprengstoff und Hunderte von Zündern aushändigen". Er hatte demnach Gelegenheit gehabt, ganz unauffällig, sozusagen dienstlich nachzuholen, was Oster seit vier Jahren versäumt hatte: die vorsorgliche Hortung aller möglichen Sprengstoffe und Zünder, auch „Simultanzünder"!

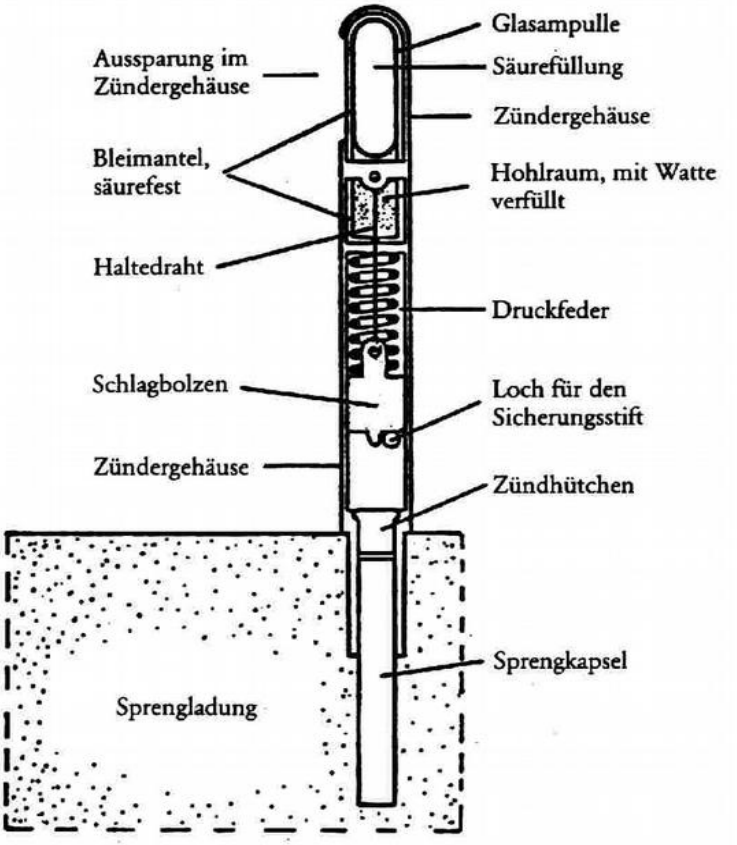
So gelangt man zu der fundamentalen Erkenntnis: Jeder andere hätte sich am 21. März auf fehlende Zünder berufen können, nur eben Gersdorff nicht. Wo waren denn die Hunderte von Zündern geblieben, die er sich hatte aushändigen lassen? Waren sie alle verbraucht worden bei den „zahlreichen Versuchen, . . . die Tresckow, Schlabrendorff und Gersdorff auf den Dnjepr-Wiesen bei Smolensk veranstaltet" hatten? Wozu aber diese Versuche, wenn man nicht eine ausreichende Anzahl der Zünder übrig behielt für den eigentlichen Verwendungszweck? Muß man da nicht zwangsläufig an den bereits erwähnten Schildbürger mit den „ausprobierten" Streichhölzern denken?

So leicht aber gibt Gersdorff sich in der Diskussion nicht geschlagen. „Jeder Obergefreite wußte, daß ein deutscher Handgranatenzünder an britischen Clam-Haftminen nicht verwendbar war", schrieb er im „Spiegel" Nr. 17/1976. In der Tat: Deutsche Sprengkapseln haben ein größeres Kaliber als die Zündkanäle der britischen und amerikanischen Minen. Es ist also richtig, daß man einen deutschen Zünder nicht in einen Clam-Zündkanal einsetzen kann; er paßt wirklich nicht. Doch der schlichte Frontsoldat – es muß nicht einmal ein Obergefreiter sein – kapituliert nicht wie Gersdorff vor dieser Hürde; er schlägt einfach ein Loch in die Wandung der Clam, drückt einen deutschen Zug- oder Druckzünder in den plastischen Sprengstoff, und fertig ist die Bombe für einen zum Selbstopfer echt entschlossenen Tyrannenmörder! Wer wagt da noch zu behaupten, die Verwendung eines deutschen Zünders zwecks Detonation der Clam sei unmöglich? Auf die Lage Gersdorffs am 20. und 21. März 1943 übertragen: Es müßte doch möglich gewesen sein, innerhalb einer Viertelstunde

einen Hammer und einen kräftigen Nagel zu beschaffen, wenn schon nicht aus der Nachttischschublade im Hotelzimmer, so doch aus dem Werkzeugkasten des Hausmeisters oder des Luftschutzwartes!
Doch auch solche Einfälle und handwerklichen Fertigkeiten hätten nichts genutzt: Gersdorff hatte ja gar keinen der oben genannten deutschen Zünder zur Hand, sondern nur die beiden Clam-Zünder, die er aus Smolensk mitgebracht hatte. Wenn er nun auf den Gedanken gekommen wäre, einen der vorerwähnten fronterfahrenen Obergefreiten zu befragen, dann hätte der auch hier Rat gewußt und ihm erklärt, wie man diesen Zeitzünder in einen sofort wirkenden Zugzünder verwandeln kann: Man brauchte nur die Säurekapsel zu zerdrücken und abzuwarten, bis der Haltedraht zersetzt war. Fertig! Wenn man nun den Sicherungsstift herauszog, wurde der Schlagbolzen frei und löste die sofortige Detonation der Bombe aus.
Eine andere verblüffend einfache Lösung des Zünderproblems, die Glyzerin-Reaktion auf Kaliumpermanganat, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt. Die benötigten Substanzen hätte Gersdorff auch noch am Morgen des 21. März 1943 in der nächstgelegenen Drogerie kaufen können. Doch die Kenntnis dieses chemischen Vorganges liegt wohl weit außerhalb der Interessensphäre eines Generalstabsoffiziers, der seine militärische Laufbahn als passionierter Lanzenreiter begonnen hat und heute eingestehen muß: „Wir waren keine Attentatsexperten."
Auf Grund vorstehender Darlegungen muß mit allem Nachdruck konstatiert werden: Es ist einfach nicht wahr, daß damals, am 21. März 1943, kein sofort wirkender Zünder beschafft werden konnte! Allerdings bedurfte es dazu außer der festen Entschlossenheit des Attentäters auch noch eines gewissen Aufwandes an Intelligenz. Allem Anscheine nach hat es aber an beidem gemangelt.
Gersdorff hat trotz gegenteiliger Behauptung Schlabrendorffs keine praktikable Lösung der anstehenden Probleme gefunden. Er muß sich auf die Zufälligkeiten des Zeitzünders verlassen. Doch es sei einmal unterstellt, der Zufall wirke sich günstig aus: Hitler schlendert durch die Ausstellungshalle; er läßt sich Zeit; er hört sich die Erläuterungen Gersdorffs an; und gerade in dem Augenblick, als die Detonation der Bombe erfolgt, steht er auf Tuchfühlung neben dem Attentäter.
Ist damit das Attentat geglückt? Nein!

Englischer Zeitzünder für die Haftmine „Clam"

Schematische Darstellung, gezeichnet nach den Angaben eines britischen Pionieroffiziers.



Nach Herausziehen des Sicherungsstiftes und Zerdrücken der Glasampulle fließt Säure in den Hohlraum des Bleimantels und zersetzt den Haltedraht. Der Schlagbolzen schlägt auf das Zündhütchen und löst dadurch die Detonation aus.

Dieser Zeitzünder kann auch als sofort wirkender Zugzünder verwendet werden, indem man zuerst die Ampulle zerbricht und das Zerreißen des Haltedrahtes abwartet. Wenn dann der Sicherungsstift herausgezogen wird, erfolgt unverzüglich die Detonation.

Gersdorff liegt zwar zerfetzt am Boden; Hitler aber hat den Anschlag fast unversehrt überlebt! Doch nicht der Zufall hat ihn gerettet, sondern eine unbegreifliche Wissenslücke des sich vergebens opfernden Attentäters: Um alle verdachterregenden Manipulationen auf ein Minimum zu beschränken, wollte er nur den Zünder der Bombe in seiner linken Tasche auslösen, da er in völliger Unkenntnis pioniertechnischer Gegebenheiten voraussetzte, daß – wie Peter Hoffmann berichtet – „die linke Haftmine bei der kurzen Entfernung die rechte mitzünden würde". Frage: Warum hat er sich nicht durch praktische Versuche von der Richtigkeit dieser Annahme überzeugt? Wollte er denn auf eine vage Vermutung hin sein Leben opfern? Warum hat er nicht wenigstens einen richtigen Fachmann hierüber befragt? Jeder Pionier hätte ihm gesagt, daß unter den vorliegenden Umständen eine solche Zündübertragung nicht erfolgen werde. Er hätte ihm aus der HDv 220/4 b zitiert: „Um zu verhindern, daß nur eine Ladung der (Druckbrett-) Mine detoniert, werden beide Ladungen durch Knallzündschnur miteinander verbunden." Man tut dem Attentäter gewiß nicht Unrecht mit der Annahme, daß er diese Vorschrift nicht gekannt und daher die Bomben in seinen Manteltaschen nicht mit Knallzündschnur verbunden hat. Das aber bedeutet: Wenn die Bombe in seiner linken Tasche detoniert wäre, dann hätte der rechts neben ihm stehende Hitler, durch Gersdorffs Körper gedeckt, keinen Schaden genommen! Das ist keine Annahme, sondern ein physikalisches Axiom, das unter Fachleuten keines Beweises bedarf. Wieder einmal hätten Hitler und Goebbels Gelegenheit gehabt, diese „wunderbare Rettung" als das Walten der schon so oft strapazierten Vorsehung auszuschlachten.

Doch dazu ist es nicht gekommen; der Attentatsversuch scheiterte. Gersdorff selbst schildert die entscheidende Szene: „Diesen Augenblick, als die Aufmerksamkeit aller auf Hitler – Bock – Hardenberg gerichtet war, benutzte ich, um den Zünder der in meiner linken Manteltasche steckenden Clam-Haftmine zu betätigen . . . Dann begann der Rundgang." Noch fast eine Viertelstunde bis zur Detonation! Aber Hitler gibt dem Attentäter keine Chance. Er hält sich nirgends auf, läuft geradezu durch die Halle und erscheint schon nach zwei Minuten am seitlichen Ausgang des Zeughauses. Aus!

Der Anschlag ist mißglückt, und der verdutzte Attentäter steht da mit der Bombe, die jeden Augenblick detonieren kann. Was tun?

Gersdorff sagt es selbst, allerdings erst nach mehrjähriger Bedenkzeit: „Ich bin zur Toilette gerast, habe das Ding da reingeschmissen und abgezogen. Was dann da unten passiert ist, weiß ich nicht." Das Rauschen der Wasserspülung als prosaischer Schlußakkord der Schicksalssymphonie!
Keineswegs als Satire gemeint ist die Frage nach der Substanz dieser saloppen Bekundung Gersdorffs. Es soll vielmehr ganz sachlich geklärt werden, ob er tatsächlich nach dem Ende der Beuteschau „im nächsten WC den Zünder loswerden" konnte. Zahlreiche Versuche haben ergeben, daß ein Gegenstand von der Beschaffenheit des Clam-Zünders nicht weggespült wird, sondern in der vorderen Krümmung des WC-Abflusses liegenbleibt. Dort wäre also die Sprengkapsel des „reingeschmissenen" Zünders sehr geräuschvoll detoniert und hätte außer dem herausgeschleuderten Wasser auch noch andere sichtbare Spuren hinterlassen. Mit Sicherheit aber ist anzunehmen, daß die im Zeughaus postierten Wachen sehr aktiv geworden wären, wenn sie kurz nach dem Weggehen des Führers einen Knall gehört und im WC einen detonierten Sabotagezünder gefunden hätten. Von derartigen Aktivitäten oder Nachforschungen ist jedoch bisher nie berichtet worden.
Der nachmalige Generalmajor und Ritterkreuzträger Rudolf-Christoph Freiherr v. Gersdorff hat zwei einander widersprechende Versionen der entscheidenden Phase seines Attentatsversuches vom 21. März 1943 autorisiert. Nur eine davon kann wahr sein. Er muß demnach in Kauf nehmen, daß sachkundige Kritiker seine erste Aussage für wahr halten und auf Grund der vorliegenden Indizien behaupten:
Gersdorff hat gar nicht den Versuch gemacht, die Säurekapsel seines Bombenzünders zu zerbrechen und dadurch die Zündung einzuleiten. Er hat das Attentat vorsätzlich unterlassen.

Summa summarum:
Nur wenige Passagen der gesamten Widerstandsliteratur tragen so eindeutig den Stempel der Unglaubwürdigkeit wie die hier untersuchte Attentats-Erzählung des Freiherrn v. Gersdorff.

* * *

Das bekannte Foto von 15. 7.44 in der Wolfschanze. Stauffenberg links außen, in der Mitte Hitler, rechts neben ihm Keitel.

DER FAST PERFEKTE TYRANNENMORD

„Das Versagen Stauffenbergs müßte erst noch nachgewiesen werden . . . [und] die Kritiker . . . sollten . . . bessere, durchführbare Vorschläge machen", schreibt da Peter Hoffmann, der sich der Zweischneidigkeit seiner Attacke anscheinend nicht bewußt ist. Denn dieser Versuch, jede Kritik an der Galionsfigur des Widerstandes zu unterdrücken, erweist sich als direkte Herausforderung des Kritikers zu der logischen Replik: „Schaffen Sie mir erst einmal die Voraussetzungen, die am 15. oder 20. Juli 1944 gegeben waren, und dann werde ich die Aktion Stauffenbergs nicht nur nachvollziehen, sondern auch von Grund auf besser machen!"

Selbstverständlich ist der oben zitierte Autor nicht imstande, dieser durchaus berechtigten Aufforderung nachzukommen, so daß der experimentelle Nachweis für das Versagen Stauffenbergs entfällt. Dem-

nach kann die Entwicklung „besserer, durchführbarer Vorschläge" nur auf dem Wege logischer Überlegungen und Deduktionen erfolgen.
Wie wäre wohl die Aktion vom 20. Juli 1944 verlaufen, wenn an Stelle Stauffenbergs, der seiner selbstgestellten Aufgabe in keiner Weise gewachsen war, ein kriegserfahrener, waffenkundiger, technisch gebildeter und zum höchsten Einsatz fest entschlossener Offizier den Anschlag vorbereitet und ausgeführt hätte? Vielleicht fände man heute in der Chronik den nachstehenden Bericht des Attentäters:
Nachdem ich mich entschlossen hatte, Hitler mit einer Bombe zu töten, galt meine erste Sorge der Beschaffung des Sprengstoffes. Zu diesem Zweck wandte ich mich an einen befreundeten gleichgesinnten Offizier, der als Chef einer Pionier-Ersatzkompanie fungierte. Zunächst äußerte er Bedenken wegen der strengen Bestimmungen: Die Munitionsbestände waren genau verbucht, und der Verbrauch mußte mit detaillierten Verwendungsnachweisen belegt werden. Doch sagte er mir seine Mithilfe zu, nachdem ich ihm erklärt hatte, wie leicht es sei, den von mir benötigten Sprengstoff ganz unauffällig zu beschaffen. Auf dem Dienstplan der Ausbildungskompanie standen auch die sogenannten Gewöhnungssprengungen: Die Rekruten mußten sich eingraben, und ein Ausbilder, meistens der Zugführer, brachte dann in der Nähe eine Sprengladung wechselnder Größe zur Detonation. Hierbei wurden keine festen Objekte gesprengt; die jungen Soldaten sollten sich nur an den Knall und die Nervenbelastung gewöhnen.
Meinem Vorschlag entsprechend übernahm nun auch der Hauptmann selbst hin und wieder die Anbringung und Zündung der Ladung. Wenn er sich dann einige Sprengkörper (Format 4 x 5 x 7 Zentimeter, Gewicht 200 Gramm) in die Tasche steckte, war nach der Detonation niemand in der Lage, die tatsächlich verbrauchte Menge festzustellen. (Bei der Sprengung von Mauerwerk, Beton, Stahl oder anderen festen Materialien hätte die Verminderung der Sprengstoffmenge zu einem meßbaren Wirkungsabfall geführt!)
In solch unauffälliger Weise beschaffte mir der Pionieroffizier nach und nach einen ausreichenden Vorrat an Sprengstoff. Diesen verpackte ich in Konservenbüchsen, die ich mit aufgeklebten Etiketten als Wurst, Apfelmus und Marmelade deklarierte. Ein Bekannter mit einschlägigen Beziehungen hatte mir die leeren Büchsen und auch

leihweise ein Rändelgerät zum fachgerechten Verschließen besorgt. In dieser unverfänglichen Verpackung schafften Fellgiebel, Stieff und andere Freunde den Sprengstoff ins Führerhauptquartier Wolfsschanze und später auch nach Berchtesgaden, so daß ich gegebenenfalls sofort darüber verfügen konnte. Ich wollte ja nicht „wochenlang mit meiner Aktentasche voll Sprengstoff durch die Lande reisen", wie ein Literat so sarkastisch formuliert hat. Der Sprengstoff für das Attentat lag also bereit.

Bei unseren Beratungen über die Bemessung der Ladung trafen wir zunächst auf unerwartete Schwierigkeiten. Denn keiner der befragten Pionieroffiziere war in der Lage, eine exakte Berechnung vorzunehmen. Es gab nämlich keinerlei wissenschaftliche Erkenntnisse hinsichtlich der physiologischen Auswirkungen von Sprengstoffexplosionen.

Es war rechnerisch nicht feststellbar, wie groß die Ladung sein müßte, um auf bestimmte Entfernung einen Menschen zu töten. Doch aus der jedem Pionier bekannten Sprengformel $L = W^3 \cdot c \cdot d$ geht hervor, daß 1 Kilogramm TNT im Umkreis von einem Meter auf „gewalzten Schotter" oder vergleichbar festes Material zermalmend wirkt. So einigten wir uns nach Abwägung aller kalkulierbaren Umstände und Auswertung diesbezüglicher Erfahrungen der Frontoffiziere auf die Annahme, daß eine Bombenexplosion auf Menschen absolut tödlich wirkt, wenn die Ladungsmenge ein Kilogramm und der Abstand vom Detonationsherd höchstens einen Meter beträgt.

Zwecks Erhöhung der Erfolgsaussichten entschloß ich mich noch zu folgenden „Overkill"-Maßnahmen:

1. Ich wählte als Ladung 14 Sprengkörper à 200 Gramm, demnach mit insgesamt 2,8 Kilogramm fast das Dreifache des errechneten Quantums. (Über die Zahl 14 werde ich weiter unten noch referieren.)
2. Ich würde die Bombe dem während meines Vortrages neben mir stehenden Hitler im wahrsten Sinne des Wortes vor die Füße legen, nämlich in einem Abstand von etwa 30 Zentimetern. Sollte er dann zufällig noch um einen Schritt zur Seite treten — mehr war in Anbetracht der dichten Teilnehmerreihe nicht möglich —, so befände er sich immer noch innerhalb des tödlichen Wirkungskreises.

Als nächstes war nun das Zünderproblem zu lösen. Die ohne Verzögerung wirkenden heeresüblichen Zug- und Druckzünder kamen nicht in Frage. Ihre Verwendung hätte für den Attentäter reinen Selbstmord bedeutet. Welcher Mensch normaler Geistes- und Gemütsverfassung aber ist der seelischen Belastung eines solchen Einsatzes gewachsen? Ich fühlte mich hierzu nicht befähigt. Man sprach zwar in unserem Kreise wohl gelegentlich von einigen Vorhaben dieser Art; doch ist keines von ihnen über das Stadium der Planung und Vorbereitung hinaus gediehen. (Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei darauf hingewiesen, daß hier nur Anschläge gegen Hitler zur Debatte stehen!) In keinem dieser Fälle ist es wirklich zur Tat gekommen; in keinem dieser Fälle hat der Täter – sofern vor der Tat von Täter die Rede sein kann – die letzte Konsequenz gezogen oder ziehen können oder ziehen müssen. Es kam immer etwas dazwischen, und der Täter erhielt keine Gelegenheit zur letzten Bewährungsprobe. Heute aber muß er damit rechnen, daß seine damalige Einsatzbereitschaft und seine Opferwilligkeit mangels Beweises in Zweifel gezogen werden. Kurzum, ich halte nichts von derartigen Winkelried-Plänen, die im Falle des Scheiterns auch noch Anlaß zu peinlichen Unterstellungen und hämischen Bemerkungen geben können. Meines Erachtens sollte der politische Attentäter weniger Heldenmut und mehr Intelligenz aufwenden.

Infolge Wahrnehmung zeitgemäßer technischer Gegebenheiten bot sich mir dann auch eine reale Chance, das Attentat ohne unmittelbare persönliche Gefährdung auszuführen, indem ich zwar ebenfalls einen Zeitzünder verwendete, im Gegensatz zu Gersdorff und anderen jedoch mit einem grundlegenden Unterschied: Ich lehnte den englischen Clam- bzw. Bleistiftzünder ab, da er auf einer chemischen Reaktion beruht und daher nach dem Zerdrücken der Säurekapsel nicht mehr abgestellt werden kann; somit ist der Attentäter gleichsam der Gefangene seines Tatwerkzeuges. Da dieser Zünder nach Schlabrendorffs Angaben am 13. März 1943 versagt hatte, zweifelte ich auch an seiner Zuverlässigkeit.

Es mußte daher ein mechanischer Zünder zur Verwendung kommen, der sich nach Belieben an- und abschalten ließ. Ein solcher Zünder aber stand mir damals nicht zur Verfügung; aus deutschen Heeresbeständen oder sonstigen Quellen war er nicht zu beschaffen.

Da präsentierte mir ein befreundeter Ingenieur einen selbstkonstruierten, absolut lautlosen Zündmechanismus: Eine Blattfeder aus Bimetall wird durch den Strom einer Taschenlampenbatterie erhitzt, biegt sich auf und schließt nach einer regulierbaren Zeitspanne den Stromkreis einer elektrischen Sprengkapsel, eines „Glühzünders". (Erläuterungen s. unten!) Wir haben diesen Apparat mehrfach mit Erfolg getestet; doch stellte sich heraus, daß die Laufzeit wohl auf die Minute, nicht aber auf die Sekunde genau einzustellen war. Nach meinem Plan aber kam es auf Sekunden an!

Immerhin war ich einen entscheidenden Schritt weitergekommen, da ich nun ein ideales Hilfsmittel des Attentäters, den elekrischen Glühzünder, kennengelernt hatte. Es wird mir immer unbegreiflich bleiben, aus welchem Grunde die Fachleute unseres Kreises, etwa die Pionieroffiziere Knaak und Kuhn, niemals auf den Glühzünder hingewiesen haben, obwohl dieser zur normalen Ausstattung des Pioniers gehörte! Sollten sie, die Bataillonskommandeure, einen solch alltäglichen Gebrauchsgegenstand des Pioniers nicht gekannt haben? Sollten sie über das normale Handwerkszeug ihrer Waffengattung so schlecht und unzureichend informiert gewesen sein? Jedenfalls verdankte ich meine diesbezüglichen Informationen nicht einem dieser Pioniermajore, sondern einem „Zivilisten", dem bereits erwähnten Ingenieur, der mir auch bei meinen weiteren Vorbereitungen behilflich war.

Mit Ausnahme des deutschen Handgranatenzünders beruhten alle mir bis dahin bekannten Zünder auf dem gleichen Prinzip: Ein Schlagbolzen schnellt unter Federdruck auf das Zündhütchen; es entsteht eine Stichflamme, und diese entzündet die Sprengkapsel als Initialzündung für den Sprengstoff. Der Glühzünder, nichts anders als eine Sprengkapsel mit eingebautem Glühdraht, vereinfacht den Zündvorgang ganz wesentlich, da er ohne mechanische Vorrichtungen ausgelöst wird, nämlich durch Schließen eines elektrischen Stromkreises, also durch den oft zitierten „Druck auf den Knopf".

Ich hatte nun noch dafür zu sorgen, daß dieser Knopfdruck im richtigen Zeitpunkt erfolgte. Zu diesem Zweck wollte ich eine handelsübliche elektrische Uhr verwenden. Da eine spezielle Schaltuhr nicht aufzutreiben war, mußte eine elektrische Zeituhr meinem Zweck dienlich gemacht werden, und zwar durch Einbau eines variablen Kontak-

tes. Dies gelang meinem geschickten Freund ebenso gut wie auch die Herstellung eines schalldichten Gehäuses. Den Strom für den Glühzünder lieferte eine normale Trockenbatterie.
Damit war im Prinzip der technische Teil unserer Aufgabe gelöst, und wir testeten nun noch die Zuverlässigkeit des ganzen Aggregates durch zahlreiche Probestarts, die immer den gleichen positiven Verlauf nahmen: Nach dem Einschalten des Stroms begann die Uhr zu gehen, und genau zum vorgesehenen Zeitpunkt schloß sich der Kontakt, der im Ernstfalle den Zündstrom einschalten würde.
Am 13. März 1943 war der Attentatsversuch Schlabrendorffs gescheitert, weil der einzige Zünder seiner Bombe versagt hatte. Das sollte mir nicht passieren; ich bestückte vorsorglich meine Bombe mit drei Zündern! Ich benötigte demnach auch drei Glühzünder, die mir dann der bereits erwähnte Pionieroffizier beschaffte. (Es war inzwischen meinem technischen Mentor, dem „zivilen" Ingenieur, gelungen, aus normalen, in jedem Elektrogeschäft erhältlichen Einzelteilen einen gut funktionierenden Behelfs-Glühzünder zu konstruieren; doch zog ich es vor, die Originale zu verwenden.)
Noch ein weiterer Unsicherheitsfaktor mußte berücksichtigt werden: Ich wollte die Bombe in unmittelbarer Nähe Hitlers unter den Tisch stellen und dann hinausgehen. Wenn nun jemand nach meinem Weggehen aus irgendeinem Grunde die Aktentasche wegnahm oder zur Seite schob, dann war der Erfolg des Anschlages in Frage gestellt. Aus diesem Grunde baute ich im Boden der Bombe einen Entlastungszünder ein. Damit war die Gewähr gegeben, daß man nach dem Einschalten des Zündstromes die Bombe nicht mehr ohne mein Zutun aus der Nähe Hitlers entfernen konnte, ohne die Detonation auszulösen.
Wenn aber Hitler sich aus der Nähe der Bombe entfernte, wenn er den Raum oder zumindest den Gefahrenbereich verließ? Hierzu durfte ich ihm keine Gelegenheit geben. Ich mußte selbst bis zum letztmöglichen Augenblick auf meinem Platz an seiner Seite bleiben. Eine Sicherheitsphase von 40 bis 50 Sekunden erschien mir angemessen.
Der Entlastungszünder im Boden der Aktentasche hatte noch einen anderen, zunächst nicht vorgesehenen Zweck zu erfüllen: Am 18. Juli wurde mir ein alarmierender Vorfall bekannt. Der etwas unbekümmerte und redselige Oberleutnant v. Haeften sollte in Gegenwart

Uneingeweihter – cherchez la femme – von einem „bevorstehenden Attentat" schwadroniert haben. Eine Tochter der Frau v. Bredow hatte dann prompt diese sensationelle Neuigkeit dem Grafen Welsburg erzählt; der gab sie weiter, und nun kursierte in den Salons der Berliner Gesellschaft das Gerücht, daß noch in dieser Woche das Führerhauptquartier in die Luft gesprengt würde. Es war also nur noch eine Frage der Zeit, daß auch die Gestapo davon erfuhr und entsprechend reagierte.

Diese Befürchtungen verfolgten mich, bis ich am 20. Juli unbehelligt, aber keineswegs beruhigt den Besprechungsraum in der Lagebaracke betrat. So war ich – um den Ereignissen etwas vorzugreifen – während meines Vortrages jederzeit darauf gefaßt, daß plötzlich einige RSD-Leute aufkreuzten, um mich von Hitler abzudrängen und zu verhaften. Doch dank des Bodenzünders wäre ich auch einer solchen Situation gewachsen gewesen. Denn was auch immer geschehen mochte – Hitler hätte mir nicht mehr entkommen können. In jedem Falle blieb mir Zeit und Gelegenheit, die Tasche mit dem Fuß anzustoßen und dadurch die Explosion auszulösen. Mein Leben wäre nach Entdeckung des Anschlages ohnehin verwirkt gewesen. Doch dieser Akt der Verzweiflung blieb mir erspart; die Gestapo hatte von dem fatalen Gerede des Oberleutnants v. Haeften und vom drohenden Untergang der Wolfsschanze noch nichts oder zu wenig oder zu spät erfahren.

Zurück zu meinen Vorbereitungen!

Da drohte noch eine Gefahr, die sich trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen nicht völlig ausräumen ließ: Die Verhaftungswelle der jüngsten Zeit, der so manche unserer Freunde zum Opfer gefallen waren, ließ zweifelsfrei erkennen, daß die Gestapo durch zunächst noch diffuse Attentatsgerüchte schon mißtrauisch geworden war. So mußten wir damit rechnen, daß der für Hitlers Sicherheit verantwortliche Lagerkommandant auf den naheliegenden Einfall kam, die Aktentaschen der Besprechungsteilnehmer beim Eintritt kontrollieren zu lassen. (Ein entsprechender Befehl lag schon lange vor, wurde bislang aber noch ignoriert.) Es war also notwendig, die Bombe derart zu tarnen, daß sie wenigstens bei einer normalen Kontrolle, bei einem flüchtigen Blick in meine geöffnete Aktentasche, nicht bemerkt werden konnte. Ich wählte als Tarnung einen zweckmäßig präparierten Aktenordner. Denn was erscheint harmloser und unauffälliger als

Akten in einer Aktentasche? Dazu waren allerdings einige Vorarbeiten zu leisten. Zunächst ließ ich mir eine zweckdienliche Aktentasche anfertigen. Sie war so geräumig, daß darin außer einem normalen Aktenordner auch noch zwei Schnellhefter Platz fanden. (Ich mußte ja einige Vortragsunterlagen zur Verfügung haben!)
Dann machte ich den Ordner als Bombenversteck zurecht. Ich füllte ihn mit einigen hundert Schriftstücken, so daß sich ein Papierstoß von sieben Zentimeter Höhe ergab. Die einzelnen Blätter hatten je einen Ausschnitt von 16 x 21 Zentimeter Größe und bildeten somit einen Hohlraum, in dem ich 14 Sprengkörper à 200 Gramm verstaute. Ich hätte 15 Stück unterbringen können, mußte aber einen weglassen, um Platz zu schaffen für die Schaltuhr. Nach Einbau der Sprengladung und der Uhr wurde die Öffnung mit ein paar weiteren Schriftstücken – natürlich ohne Ausschnitt – überklebt. Man konnte nun den Ordner ganz unbesorgt aus der Tasche herausnehmen, man konnte sogar den Deckel aufklappen, ohne daß etwas Auffälliges oder Verdächtiges zum Vorschein kam. Das Gewicht der herausgeschnittenen Papiermenge entsprach ungefähr dem des Sprengstoffes, so daß auch in dieser Hinsicht kein Verdacht aufkommen konnte. Der übliche gelb-rote, diagonal aufgeklebte Papierstreifen als Kennzeichen der „Geheimen Kommandosache" und an augenfälliger Stelle noch ein gleichlautender Stempelaufdruck vervollständigten die Tarnung.
Der Entlastungszünder ließ sich infolge seiner geringen Dimensionen im Boden der Aktentasche einbauen. Alle elektrischen Leitungen verliefen, durch Überkleben verdeckt, in den Nähten der Tasche. An dieser und – korrespondierend – am Ordner befanden sich verdeckte Klammern, so daß beim Fertigmachen der Bombe die elektrischen Anschlüsse schnellstens hergestellt werden konnten. Farbmarkierungen machten jede Verwechslung unmöglich.
So war ich technisch aufs beste für das Attentat gerüstet, und demgemäß vollzog sich der Ablauf der Ereignisse wie geplant:
Nach meinem Eintreffen in der Wolfsschanze begab ich mich, begleitet von meinem Adjutanten, in einen separaten Raum, den ich mir unter einem plausiblen Vorwand vom Lagerkommandanten hatte reservieren lassen. Vor jeglicher Störung sicher, packte ich die Bombe in die Aktentasche und klemmte die Stromleitungen an. Schließlich legte ich noch die beiden Schnellhefter mit den Vortragsunterlagen

dazu. Damit waren meine Vorbereitungen für den Einsatz abgeschlossen.
Als der Zeitpunkt gekommen war, ging ich mit den anderen Offizieren zur Lagebaracke, in der Hand die Aktentasche. Dann kam Hitler, begrüßte uns und eröffnete die Besprechung, die „Morgenlage". Zuerst sprach General Heusinger, und anschließend wurde ich zum Vortrag aufgefordert. Der entscheidende Augenblick war gekommen, und es scheint mir gelungen zu sein, meine begreifliche Erregung zu verbergen.
Ich trat unmittelbar rechts neben Hitler an den Kartentisch und nahm mein Vortragskonzept aus der Aktentasche. Hierbei konnten die Umstehenden und auch Hitler selbst natürlich den übrigen Inhalt erblicken, den explosiven, aber harmlos aussehenden Aktenordner. Niemand schöpfte Verdacht. Warum auch? Ich verschloß meine Tasche wieder und stellte sie dann mit der linken Hand so weit unter den Tisch, daß Hitler sie bei normalem Verhalten nicht mit den Füßen berühren konnte. Das war äußerst wichtig, wenigstens für meine Person; denn die geringste Verschiebung der Tasche hätte die sofortige Explosion zur Folge gehabt, und ohne zwingenden Grund wollte ich meinen Führer auf seinem letzten „Fluge" nicht begleiten. Hingegen verbot sich ein zu großer Sicherheitsabstand wegen der dadurch verminderten Wirkung der Detonationswelle. Deshalb hatte ich schon längst vorher den optimalen Platz für die Tasche sorgfältig ermittelt und das richtige Abstellen immer wieder geübt. Trotz meiner flatternden Nerven klappte es jetzt auch wie abgezirkelt. Beim Loslassen des Tragegriffes betätigte ich den unter diesem angebrachten Schalter: Jetzt lief die Uhr, und es blieben noch genau fünf Minuten bis zur Explosion.
Ich begann mit meinem Vortrag, dessen Text so abgefaßt war, daß ich nach vier Minuten Veranlassung fand, eine als Blickfang aufgemachte Zeichnung auf den Tisch zu legen. Erwartungsgemäß wurde Hitler durch diesen Trick zunächst einmal abgelenkt und beschäftigt. Diese Situation ausnutzend, leitete ich nun meinen Rückzug ein. (Da ich meine Armbanduhr an der Innenseite des Handgelenks trug, konnte ich dauernd, aber unauffällig, das Zifferblatt im Auge behalten.) Es war mittlerweile allerhöchste Zeit – nur noch 40 bis 50 Sekunden vor „X"!

Mit sorgfältig ausgewählten Worten sowie entsprechender Mimik und Gestik erklärte ich meinem Führer, daß ich mich wegen eines natürlichen, aber unaufschieblichen menschlichen Bedürfnisses unverzüglich zurückziehen müsse; und ohne seine Erlaubnis abzuwarten, verließ ich den Raum, ringsum verständnisinnige Heiterkeit auslösend. Meine offensichtliche Eile war keineswegs nur vorgetäuscht, sondern, vom Vorrücken des Uhrzeigers verursacht, völlig echt. Sie erregte jedoch infolge meiner „Dringlichkeitserklärung" keinerlei Verdacht.

(Wenn mir diese Komödie so überzeugend gelungen ist, dann verdanke ich das der Hilfe eines berühmten Schauspielers und Regisseurs, der – wenigstens im engsten Freundeskreis – als enragierter Hitlergegner bekannt war. Geduldig hat der große Mime den für mich lebenswichtigen Auftritt so lange und so oft mit mir geprobt, bis meine Worte und Gesten nach seinem sachverständigen Urteil hinreichend lebensecht wirkten.)

Die Mühe des intensiven Rollenstudiums wurde belohnt; Hitler ließ mich wortlos gehen. Er mag wohl an seine eigenen diesbezüglichen Beschwerden gedacht haben. Ich konnte mich unbehelligt entfernen und erreichte den ins Freie führenden rettenden Korridor. Während ich die Tür hinter mir schloß, hörte ich noch, wie Hitler das Gespräch wieder aufnahm.

Dann folgten die längsten Sekunden meines ganzen Lebens. Bei jedem Schritt zum Ausgang hin erwartete ich einen Ruf, einen Befehl: „Halt! Stehenbleiben! Zurückkommen!" Ich war einer Panik nahe, als vor mir ein SS-Mann auftauchte, der dann aber nur die übliche Ehrenbezeigung machte und vorbeiging. Endlich drang das sehnlich erwartete Krachen der Explosion in mein Bewußtsein, und die ungeheure Spannung löste sich in dem befreienden Gedanken: „Es ist geschafft!"

Da kam auch schon mein Adjutant und führte mich zwischen den jetzt von allen Seiten herbeistürzenden Soldaten hindurch zum startbereiten Wagen. Und wieder eine Ewigkeit später, während der Schlagbaum an der Außenwache hochging, während der von mir zur Eile gedrängte Leutnant Kretz mit Vollgas und durchdrehenden Rädern anfuhr, hörte ich die wahrhaft weltbewegenden Worte, die der Feldwebel Kolbe seinen Soldaten zurief: „Der Führer ist tot!"

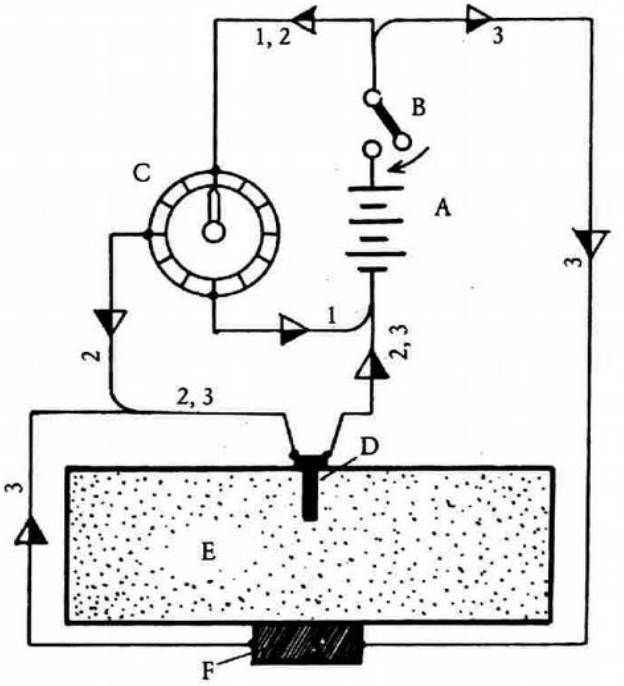
Perfekt
Schaltschema der elektrischen Anlage

Bestandteile:

A	Stromquelle (Batterie)	D	Glühzünder
B	Startschalter	E	Sprengladung
C	elektrische Schaltuhr	F	Entlastungszünder

Funktion:

Durch Betätigung des Startschalters wird die Batterie angeschlossen; die Schaltuhr läuft an (Stromkreis 1).
Nach Ablauf der eingestellten Zeit wird Stromkreis 2 durch die Schaltuhr geschlossen; der Glühzünder löst im vorgesehenen Zeitpunkt die Detonation aus.



Wird die Bombe während der Zünderlaufzeit angehoben oder zur Seite gerückt, dann schließt der unter dem Bombenbehälter (Aktentasche) angebrachte Entlastungszünder den Stromkreis 3, so daß sofort die Detonation der Sprengladung erfolgt.

Damit endet die Schilderung eines imaginären Tyrannenmordes, und jeder fachkundige Beurteiler wird einräumen müssen: „So hätte es sein können am 20. Juli 1944."
Doch trotz scheinbar lückenloser Perfektion bleibt auch hier ein unkontrollierbarer Faktor dem Zufall überlassen. „Hitler wird sich doch wohl nicht gerade in diesem Augenblick entschließen, ebenfalls hinauszugehen", rechnet der Attentäter. Wenn er aber doch hinausginge? Zeitlich könnte es so eben reichen, und dann wäre er wieder einmal davongekommen.
Mithin kann bei Verwendung von Zeitzündern nur dann mit dem sicheren Gelingen des Anschlages gerechnet werden, wenn der Attentäter zum Selbstopfer bereit ist. In allen anderen Fällen bleibt auch der perfekte Plan hinsichtlich der Erfolgsaussicht eben doch nur imperfekt!

RÜCKBLICK UND AUSBLICK

Mit begreiflicher Sorgfalt vermeiden die Verteidiger des Widerstandes jegliche Erörterung der Frage, was wohl geschehen wäre, wenn Hitler den 20. Juli 1944 nicht überlebt hätte. Wenn man dieses Versäumnis nun nachzuholen versucht, dann tritt klar zutage, welche Gefahr für das deutsche Volk und Reich die Verschwörer tatsächlich heraufbe-

schworen haben. Denn der Tod Hitlers im damaligen Zeitpunkt mußte sich katastrophal auswirken, katastrophal auch im Vergleich mit dem einige Monate später erfolgten Zusammenbruch. Hierzu die Stimmen einiger prominenter und kompetenter Zeitzeugen:
Bereits im März 1943 erklärte der Feldmarschall v. Manstein, der geplante Anschlag auf den Führer („totschlagen wie einen tollen Hund", hatte Gersdorff ihm gesagt) sei ein „Unternehmen, das zum Untergang der Armee führen müsse". Und Generaloberst Rendulic behauptete, „daß ein Gelingen des Attentates unfehlbar den Bürgerkrieg in Deutschland ausgelöst hätte. Der Machtkampf zwischen Göring und Himmler wäre entbrannt."
„Das Schicksal hätte doch seinen Lauf genommen", urteilte rückblikkend Generaloberst Alfred Jodl; „daran hätten auch diese Leute mit ihren mexikanischen Gangstermethoden nichts geändert."
Die gleiche Ansicht vertritt Generaloberst Guderian in seinen „Erinnerungen eines Soldaten": „Die außenpolitischen Voraussetzungen für den Erfolg des Attentats waren nicht gegeben. Keiner der maßgebenden feindlichen Politiker hatte sich auch nur im mindesten zu Gunsten der Verschwörer festgelegt. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, daß die Aussichten des Reiches um nichts besser gewesen wären, als sie es heute leider sind. Es ging unseren Feinden eben nicht nur um die Beseitigung Hitlers und des Nazismus."
Wer jedoch die linientreuen Generale Hitlers für befangen hält, der möge zur Kenntnis nehmen, was ein leibhaftiger Widerständler, nämlich der ehemalige Präsident des Deutschen Bundestages und nachmalige Professor Eugen Gerstenmaier, in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 21. März 1975 in später Reue bekennt: „Was wir während des Krieges nicht begreifen wollten, haben wir nachträglich gelernt: daß dieser Krieg schließlich nicht gegen Hitler, sondern gegen Deutschland geführt wurde." – In dieser Hinsicht herrscht demnach völlige Übereinstimmung: Die unheilige Allianz Roosevelt-Churchill-Stalin hatte sich die Vernichtung des Deutschen Reiches zum Ziel gesetzt. Der Kampf gegen Hitler war nur ein Vorwand.
Den entscheidenden Punkt aber hat Hitler erkannt und Ende September 1944 im Gespräch mit seinem Architekten Hermann Giesler ausführlich dargelegt: Er wäre zwar befreit gewesen von allen Mühen, Sorgen, drückender Verantwortung und schlaflosen Nächten, hätte die Heim-

tücke des Stauffenberg Erfolg gehabt. Doch was wäre das Ende gewesen? Chaos und Vernichtung an den Fronten, Haß und Verzweiflung! Die Verschwörer hätten nicht begriffen, daß wir in einem schicksalhaften Kampf ständen, einem Kampf um und für eine neue Lebensbasis, in einem Kampf um den Bestand Europas. Sie meinten: „Wir strecken die Waffen, in allen Ehren; wir überreichen unseren Degen, den uns dann Marschall Stalin oder wer auch immer ehrenvoll zurückreicht." Ja, in dieser Welt lebten die doch noch! . . . Sie wollten den Krieg beenden und die Nation der „Bedingungslosen Kapitulation" unterwerfen. Daß sie damit die Soldaten der Ostfront den Russen ausgeliefert hätten, das kümmerte sie nicht! – Soweit die Ausführungen Hitlers. Den Russen ausgeliefert! Was das bedeutet, welches Drama sich hinter diesen Worten verbirgt, das hat sich in erschütternder Weise am Schicksal der 6. Armee in Stalingrad gezeigt: Von den 300000 deutschen Soldaten waren 90000 in Gefangenschaft geraten; aber nur 6000 von ihnen haben den Krieg überlebt. Die anderen sind von der roten Soldateska erschlagen worden, in den Lagern verhungert oder erfroren. Niemand weiß, wo man sie verscharrt hat. – Dieses Schicksal haben Millionen deutscher Soldaten zu erwarten, wenn es nach der Ermordung Hitlers im Juli 1944 zur Kapitulation kommt.

Doch die Kapitulation hat noch andere schwerwiegende Folgen: Die Rote Armee bleibt dann nicht an irgendeiner Demarkationslinie stehen; sie marschiert weiter nach Westen, über die Elbe hinaus, so weit sie will, so weit, wie ihr Stalin befiehlt. Wer sollte sie auch aufhalten?

Die Invasionstruppen der Anglo-Amerikaner liegen immer noch fest in dem kleinen Brückenkopf um Caen, den sie trotz ihrer erdrückenden Materialüberlegenheit im Verlauf von sechs Wochen nur unwesentlich ausweiten konnten. Nun ist Waffenstillstand; die Deutschen haben den erbitterten Kampf eingestellt; der Weg nach Frankreich hinein steht offen.

Doch jetzt muß Eisenhower auf die krankhafte Empfindlichkeit des Generals DeGaulle Rücksicht nehmen. Der schreibt ihm vor, welche Stadt und welches Dorf zuerst „befreit" werden soll. Fahnen und Jubel überall, vor allem in Paris, wo die Siegesfeiern kein Ende nehmen. Das kostet Zeit! Wenn Bradley und Montgomery endlich am Rhein angekommen sind, dann winken ihnen vom anderen Ufer her schon

die Russen zu: „Hier sind wir!" Jeder weiß, was sie dabei denken: „Hier bleiben wir auch!" Und da würden sie heute noch stehen, unverrückbar, wie in Polen, wie in den baltischen Staaten, wie in Afghanistan. Denn außer den Juden in Israel gibt es kein Volk auf dieser Erde, das eine einmal erkämpfte oder erlistete Position mit solcher Hartnäckigkeit behauptet wie die Sowjetrussen.
So geht denn der Eiserne Vorhang nicht an der Elbe herunter, sondern einige hundert Kilometer weiter westlich, am Rhein! Vielleicht läßt Stalin mit sich handeln und genehmigt den Westmächten auch auf dem rechten, auf seinem Rheinufer ein bißchen Präsenz, etwa Heidelberg als Vier-Sektoren-Stadt nach Berliner Muster. Das wäre aber auch schon das Maximum seiner Zugeständnisse.
Von Präsident Roosevelt ist kein Einspruch zu erwarten; in seinem blinden Haß gegen die Deutschen überläßt er seinem Freund Stalin bereitwillig das ganze Territorium des endlich niedergerungenen Reiches. In Teheran und Jalta hatte man zwar anderes im Sinn gehabt; man wollte jeder Siegernation einen Teil der Beute zuweisen. Wer aber kann Stalin jetzt zwingen, die dem Westen zugedachten Zonen wieder zu räumen? Churchill, der dem Bolschewismus realistischer gegenübersteht als der US-Präsident, sieht bekümmert die Basis der britischen Politik, die Balance of Power, dahinschwinden, weiß aber nur zu gut, daß seine Proteste vergeblich wären.
In Anbetracht des starken kommunistischen Einflusses in Frankreich ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Trikolore niedergeholt und die Sowjetfahne aufgezogen wird. Zur Zeit der Volksfrontregierung Blum war es ja beinahe schon mal soweit gewesen. Nun ist auch diese Saat reif; wieder wird der Eiserne Vorhang weiter nach Westen vorverlegt, auf den Kamm der Pyrenäen.
Dann aber gibt es für Stalin kein Halten mehr: Er kann mit der Sympathie der ganzen sogenannten „freien" Welt rechnen, wenn er nun auch den allein noch übriggebliebenen faschistischen Diktator Franco beseitigt. Als letzter Zipfel Europas steht dann nur noch der Felsen von Gibraltar in der roten Brandung.
Diese Zukunftsvision läßt erkennen, was Europa, was die Menschheit den deutschen Soldaten zu verdanken hat. Denn nur durch ihren aufopfernden Kampf ist der Hunnensturm des 20. Jahrhunderts an der Elbe zum Stehen gebracht worden! Die Westmächte haben hierbei

allerdings auf Seiten der Hunnen gekämpft – bis die Berlin-Blockade 1948/49 ihnen die Augen öffnete.
Zurück zur Hypothese vom gelungenen Stauffenberg-Attentat! Da bleibt noch ein Einwand zu widerlegen, der scheinbar – aber nur scheinbar – unwiderleglich ist: Hätte eine Kapitulation im Juli 1944 nicht doch etwas Gutes bewirkt? Wären dadurch nicht Millionen Menschen gerettet worden, die in der Endphase des Krieges – hier verstanden als die Zeit zwischen Juli 1944 und Mai 1945 – noch umgekommen sind?
Die Verfechter dieser Meinung vergessen, daß auch nach und trotz des Waffenstillstandes vom Mai 1945 noch ungezählte Millionen deutscher Soldaten und Flüchtlinge zu Tode gekommen sind, nicht durch Kriegsereignisse, sondern durch barbarische Exzesse der entfesselten sowjetischen Truppen.
Man denke an den Aufruf Ilja Ehrenburgs: „Tötet! Tötet die Deutschen! Ein Tag, an dem du keinen Deutschen getötet hast, ist ein verlorener Tag!" Kann der Muschik aus der Kirgisensteppe oder aus den sibirischen Wäldern begreifen, daß er sich nach dem Ende des Krieges nicht mehr wie ein reißendes Tier, sondern wie ein Mensch verhalten soll? Das gilt auch für die Bevölkerung der von den Deutschen besetzten Gebiete. Man denke an das Massaker vom 31. Juli 1945 in Aussig, wo mehr als tausend deutsche Frauen und Kinder vom tschechischen Pöbel erschlagen, erschossen, ertränkt worden sind. Man denke an das berüchtigte polnische Internierungslager Lamsdorf: von 8000 Häftlingen haben nur 1500 überlebt. Doch das Inferno hatte noch viele andere Schauplätze, und in der Sendung des deutschen Fernsehens vom 26. Juli 1979 wird die Zahl der ermordeten deutschen Zivilpersonen auf mehr als zwei Millionen berechnet.
Es wäre jedoch ein makabres Zahlenspiel, die Toten der letzten Kriegsmonate aufzurechnen gegen die Opfer, die eine Kapitulation im Anschluß an das Attentat Stauffenbergs gefordert hätte. Daher wird darauf verzichtet, weitere Argumente zur Widerlegung des oben erwähnten Einwandes aufzuzählen.
Zum Abschluß dieses Rückblicks ist unbestreitbar festzustellen: Das Gelingen des Attentates vom 20. Juli 1944 wäre ein Verhängnis gewesen, nicht nur für Deutschland, nicht nur für Europa, sondern für die ganze Menschheit!

EPILOG

Unter Berufung auf das Gewissen und andere ethische Werte hatten die Widerständler sich das Recht angemaßt, Hitler zu beseitigen und seinem Regime ein Ende zu setzen, mit allen Mitteln, mit Hoch- und Landesverrat, mit Staatsstreich und Attentat. Das ist ihnen nicht gelungen, und es läßt sich nicht bestreiten, daß sie aus Unzulänglichkeit oder mangelnder Einsatzbereitschaft versäumt haben, die ihnen so zahlreich gebotenen Chancen zu nutzen. Doch ungeachtet ihres Versagens werden sie immer noch als heldenhafte Elite glorifiziert! Deshalb ist zu fragen:

Welcher Ehrentitel gebührt dem deutschen Soldaten, der nicht nur von loyalen Truppenführern, sondern auch von den gegen Hitler konspirierenden Offizieren der Verschwörergruppe bis zur letzten Stunde des Krieges ins Feuer geschickt worden ist, der Jahre hindurch gegen die Feinde Deutschlands kämpfend sein Leben eingesetzt hat und, gemessen an Leistung und Charakter, turmhoch über den Verschwörern steht, die nach dem Wortlaut ihrer eigenen Proklamation der schwer ringenden Front in den Rücken gefallen sind?

Wäre es da nicht unabdingbare Pflicht des deutschen Volkes und der deutschen Politiker, dem deutschen Soldaten endlich einen Ehrenplatz einzuräumen, statt ihn noch über das Grab hinaus in Wort und Schrift zu diffamieren?

QUELLENVERZEICHNIS

Abshagen, Karl-Heinz, „Canaris – Patriot und Weltbürger", Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1949
Balzer, Karl, „Verschwörung gegen Deutschland", Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf 1978
Benson, Frederick R., „Schriftsteller in Waffen", Atlantis 1969
Berlin, Joachim u. a., „Was verschweigt Fest?", Verlag Pahl-Rugenstein, Köln 1978
Berthold Will, „Die 42 Attentate auf Hitler", Blanvalet Verlag, München 1981
Boldt, Gerhard, „Die letzten Tage der Reichskanzlei"
Bolesch-Leicht, „Der lange Marsch des Willy Brandt", Verlag Horst Erdmann, Tübingen/Basel 1970
Bracher, Karl D., „Adolf Hitler"
Braun, Otto, „Von Weimar zu Hitler", Hammonia Verlag, Hamburg 1949
Brook-Shepherd, „Der Anschluß", Verlag Styria, Graz 1963
Brüning, Heinrich, „Memoiren", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970
Brüning, Heinrich, „Briefe und Gespräche", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1974
Buchner, Alex, „Narvik", Heyne Verlag, München 1979
Bundeszentrale für Heimatdienst, „Der 20. Juli 1944", Verlag Herder, Freiburg 1961
Burckhardt, Carl, „Meine Danziger Mission 1937–1939", Callwey Verlag, München 1960
Bussche, Axel von dem, „Eid und Schuld", Göttinger Universitätszeitung vom 7. 3. 1947
Bussche, Axel von dem, „Freiheitskämpfer gegen Hitler", Die Zeit, Ausgabe vom 22. 7. 1948
Clark, Ronald, „Albert Einstein", Bechtle Verlag, Esslingen 1974
Davis, N. Ph., „Die Bombe war ihr Schicksal", Verlag Herder, Freiburg 1971
Deutsch, C., „Wir werden am Galgen enden", Spiegel-Serie
Deutsch, C., „Widerstandsgruppe Oster", Spiegel-Serie
Diwald, H., „Geschichte der Deutschen", Propyläen Verlag, Berlin 1978
Ehlers, Dieter, „Technik und Moral einer Verschwörung, Bonn 1964
Eschenburg u. a., „Der Weg in die Diktatur"
Europäische Publikation, „Vollmacht des Gewissens", Verlag Hermann Rinn, Frankfurt a. M. 1956
Fest, Joachim, „Hitler – eine Karriere" (Film)
Fernsehen 17. 07. 1970, „Claus Graf Stauffenberg"
Fernsehen 18. 07. 1970, „Der 20. Juli 1944
Fernsehen 20. 07. 1970, „Der 20. Juli 1944
Fernsehen 06. 02. 1973, „Krummacher: Weimar"
Fernsehen 01. 11. 1973, „Im Angesicht des Todes"
Fernsehen 21. 04. 1975, „Tresckow"
Fernsehen 25. 07. 1980, „Edelweiß-Piraten"
Finker, Kurt, „Stauffenberg und der 20. Juli 1944", Verlag Pahl-Rugenstein, Köln 1977
Fraenkel-Manvell, „Der 20. Juli 1944", Verlag Ullstein, Berlin/Frankfurt/Wien 1964
Frank, Hans, „Im Angesicht des Galgens"
Gersdorff, R. Chr., „Freiheitskämpfer gegen Hitler", Die Zeit, Ausgabe vom 22. 7. 1948
Gersdorff, R. Chr., „Soldat im Untergang", Verlag Ullstein, Berlin 1977
Gerstenmaier, Eugen, „Streit und Frieden hat seine Zeit", Propyläen Verlag, Berlin 1980
Gerstenmaier, Eugen, „Offizierskompanie", Schreiben an den Verfasser vom 19. 11. 1981
Gessner, Dieter, „Ende der Weimarer Republik", Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1978
Giesler, Hermann, „Ein anderer Hitler", Druffel Verlag, Leoni 1977
Giovanitti-Freed, „Sie warfen die Bombe", Propyläen Verlag, Berlin 1967
Gisevius, Hans Bernd, „Bis zum bittern Ende", Verlag Fretz und Wasmuth, Zürich 1946
Gisevius, Hans Bernd, „Wo ist Nebe?", Verlag Droemer, Zürich 1966
Goebbels, Josef, „Tagebücher", hrsg. v. Louis P. Lochner, Zürich 1948
Goodspeed, D. J., „Verschwörung und Umsturz", Verlag Rütten und Loening, München 1963
Görlitz, Walter, „Der deutsche Generalstab", Verlag Frankfurter Hefte, Frankfurt a. M. 1950

Graetz, Wolfgang, „Die Verschwörer", Verlag Rütten & Loening, München
Graml, Hermann, „Der Fall Oster", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1966
Graml, Hermann, „Die deutsche Militäropposition . . . ", Europäische Publikation, Frankfurt a. M. 1965
Groote, Wolfgang von, „Bundeswehr und der 20. Juli 1944", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1964/3
Groueff, Stephan, „Projekt ohne Gnade", Verlag Bertelsmann, Gütersloh 1968
Gruchmann, Lothar, „Autobiographie eines Attentäters", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1970
Guderian, Heinz, „Erinnerungen eines Soldaten", Verlag Vowinckel, Heidelberg 1950
Hagen, Hans W., „Zwischen Eid und Befehl", Verlag Türmer, München 1964
Haensel, Carl, „Kennwort Opernball 13", Verlag Schuenemann, Bremen
Hammerstein, Kunrat, „Flucht", Walter Verlag, Olten 1966
Hammerstein, Kunrat, „Spähtrupp", Stuttgart 1963
Hassell, Ulrich von, „Vom anderen Deutschland", Fischer Verlag, 1964
Hauptmann, Hans, „Jahre der Entscheidung", National-Verlag, Rosenheim 1973
Heeresdienstvorschriften (HDv)
Heusinger, Adolf, „Befehl im Widerstreit"
Heuß, Theo, „Die Machtergreifung", Verlag Wunderlich, Stuttgart 1967
Hillgruber, Andreas, „Auflösung der Weimarer Republik", Verlag für Literatur und Zeitgeschichte, Hannover 1960
Hitler, Adolf, „Mein Kampf", Verlag Franz Eher Nachf., München
Hochhuth, Rolf, „Der Stellvertreter"
Hochhuth, Rolf, „Soldaten", Verlag Rowohlt, Reinbek 1967
Hoffmann, Peter, „Widerstand-Staatsstreich-Attentat", Verlag Piper, München 1969, Neuauflage 1971
Hoffmann, Peter, „Zu dem Attentat in der Wolfsschanze", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1964/3
Hoffmann, Peter, „Widerstand gegen Hitler", Verlag Piper, München 1979
Höhne, Heinz, „Der Orden unter dem Totenkopf", Bertelsmann, 1976
Höhne, Heinz, „Canaris – Patriot im Zwielicht", Verlag Bertelsmann, München 1976
Ingrim, Robert, „Von Talleyrand zu Molotow", Thomas Verlag, Zürich 1947
Irving, David, „Der Untergang Dresdens", Verlag Bertelsmann, München 1977
Irving, David, „Hitler und seine Feldherren", Verlag Ullstein, Frankfurt a. M. 1975
Irving, David, „Hitler wußte nichts von der Judenvernichtung"; Spiegel 28/1977 vom 4. 7. 1977, Bericht über die Diskussion Irving–Frost
Katz, Robert, „Mord in Rom", Verlag Kurt Desch, München 1968
Kern, Erich, „Verrat an Deutschland", Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf 1972
Kirst, Hans Hellmut, „Aufstand der Soldaten", Verlag Eduard Kaiser
Kisielewski, Stefan, „Polen und Deutsche"
Kopp, Otto, „Widerstand und Erneuerung", Seewald Verlag, Stuttgart 1966
Kordt, Erich, „Nicht aus den Akten", Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart
Kramarz, Joachim, „Claus Graf Stauffenberg", Verlag Bernard und Graefe, Frankfurt a. M. 1965
Krausnick, Helmut, „Vorgeschichte des mil. Widerstandes", Europäische Publikation, Frankfurt a. M. 1960
Krummacher, F. A., „Die Weimarer Republik"
Kühn, Heinz, „Widerstand und Emigration", Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 1980
Kühnl, Reinhard, „Der deutsche Faschismus", Verlag Pahl-Rugenstein, Köln 1979
Lane, Mark, „Mark Lane klagt an", Verlag Wilhelm Frick, Wien 1967
Leber, Annedore, „Das Gewissen steht auf", Berlin-Frankfurt a. M. 1960
Leber, Annedore, „Das Gewissen entscheidet", Berlin-Frankfurt a. M. 1960
Lehmann, Hans, „Die Weimarer Republik", Verlag Günter Olzog, München 1960
Levai, Jenö, „Geheime Reichssache", Verlag Wort und Werk, Köln 1966
Leyen, Ferdinand, „Rückblick zum Mauerwald", Verlag Biederstein, München 1965
Malanowski, Wolfgang, „Dann Finis Germaniae", Spiegel-Serie 1969
Matthias-Morsey, „Ende der Parteien 1933", Verlag Droste, Düsseldorf 1960

Meißner, Hans Otto, „Der 30. Januar 1933", Heyne, München 1979
Melnikow, Daniil, „Der 20. Juli 1944", Hamburg 1968
Müller, Christian, „Oberst i. G. Stauffenberg", Verlag Droste, Düsseldorf 1970
Neue Illustrierte, „Protokoll einer Verschwörung", Heft 29/64, Köln 1964
Nosbüsch, Johannes, „Bis zum bitteren Ende", Trier 1978
Nürnberger Kriegsverbrechertribunal: Freiheitskämpfer gegen Hitler", aus: Die Zeit vom 22. 7. 1948
Nutting, Anthony, „Die Suezverschwörung 1956", Verlag Molden, Wien 1967
Ompteda, Georg, „Unser Regiment"
Pechel, Rudolf, „Deutscher Widerstand", Verlag Rentsch, Zürich 1947
Prieberg, Fred K., „Musik im NS-Staat", Verlag Fischer, 1982
Quick Nr. 4 vom 15. 1. 1981, „Freispruch für einen Toten", München 1981
Quick Nr. 21/77, „Das Attentat des Grafen Arco", München 1977
Reding, Marcel, „Politische Ethik", Verlag Rombach, Freiburg 1972
Reed, John, „10 Tage die die Welt erschütterten", Verlag Dietz, Berlin 1976
Reichhold, Ludwig, „Arbeiterbewegung jenseits des totalen Staates", Europa-Verlag, Wien 1965
Reid, R. W. „Wissenschaft und Gewissen", Verlag Biederstein, München 1972
Renner, Karl, „Interview zum Anschluß 1938", Wiener Illustrierte Kronenzeitung, Wien 3. 4. 1938
Reynolda, Nicholas, „Beck – Gehorsam und Widerstand", Verlag Limes, Wiesbaden 1977
Ritter, Gerhard, „Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1956
Rothfels, Hans, „Deutsche Opposition gegen Hitler", Frankfurt a. M. 1958
Royce, Hans, „Die Wahrheit über den 20. Juli", aus: „Das Parlament", Bonn 1953
Sauerbruch, Ferdinand, „Das war mein Leben", Kindler Verlag, München 1960
Schacht, Hjalmar, „1933 – Wie eine Demokratie stirbt", Verlag Econ, Düsseldorf 1968
Scheurig, Bodo, „Claus Graf Schenk von Stauffenberg", Verlag Colloquium, Berlin 1964
Scheurig, Bodo, „Tresckow", Verlag G. Stalling, Oldenburg 1973
Scheurig, Bodo, „Ewald von Kleist-Schmenzin", Hamburg 1968
Schirach, Henriette, „Der Preis der Herrlichkeit", Verlag Herbig, München 1975
Schlabrendorff, Fabian, „Offiziere gegen Hitler", Europa-Verlag, Zürich 1946
Schlabrendorff, Fabian, „Offiziere gegen Hitler", Verlag Fischer, Frankfurt a. M. 1959
Schlabrendorff, Fabian, „Eugen Gerstenmaier im III. Reich", Verlag Evangelisches Hilfswerk, Stuttgart 1965
Schnabel, Franz, „Deutsche Geschichte"
Schramm, Wilhelm, „Aufstand der Generale", Verlag Heyne, München 1977
Schulbuch (für Realschulen NRW), „Widerstand gegen NS", 1960
Schwarz, Albert, „Die Weimarer Republik"
Schwarzschild, Leopold, „Die Lunte am Pulverfaß", Verlag Wegner, Hamburg 1965
Sender Freies Berlin, „Darauf kam die Gestapo nicht", Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1968
Sender Freies Berlin, „Vertreibung des Geistes 1933–1945", Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1968
Sender Freies Berlin, „Um uns die Fremde", Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1968
Sendtner, Kurt, „Deutsche Militäropposition", Europäische Publikation, Frankfurt a. M. 1960
Spiegel-Serie, „Das Spiel ist aus", Hamburg 1950
„Spiegelbild einer Verschwörung" (Kaltenbrunner-Bericht), Seewald Verlag, Stuttgart 1961
Stettbacher, Alfred, „Spreng- und Schießstoffe", Verlag Rascher, Zürich 1948
Ströbinger, Rudolf, „Das Attentat von Prag", Verlag G. Lübbe, Bergisch Gladbach 1979
Toland, John, „Adolf Hitler", Verlag G. Lübbe, Bergisch Gladbach 1977
Trepper, Leopold, „Die Wahrheit", Kindler Verlag, München 1975
Tyrell, Albrecht, „Vor 40 Jahren wurde das Ermächtigungsgesetz verabschiedet", aus: „Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt" vom 25. 3. 1973
Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, „Die Weimarer Republik"
Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, „Trott und die Außenpolitik des Widerstandes", München 1964

Weisenborn, Günther, „Der lautlose Aufstand", Verlag Rowohlt, Hamburg 1953
Wheeler-Bennett, G., „Die Nemesis der Macht", Verlag Droste, Düsseldorf 1964
Welchert, Hans H., „Theodor Heuß – Ein Lebensbild", Verlag Athenäum, Frankfurt a. M. 1959
Wilde, Harry, „Der politische Mord", Heyne, München 1965
Zayas, Alfred M., „Die Vertreibung der Deutschen", Verlag C. H. Beck, München 1977
Zeller, Eberhard, „Geist der Freiheit", Verlag G. Müller, München 1952
Zeller, Eberhard, „Claus und Berthold Stauffenberg", Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, München 1964
Zentner, Christian, „Das III. Reich", Sammeldokumentation, John Jahr Verlag, Hamburg 1974
Zentner, Kurt, „Geschichte des Dritten Reiches", Südwest-Verlag, München 1965
Zentner, Kurt, „Geschichte des Widerstandes", Südwest-Verlag, München 1966

Carl von Ossietzky
(1889 - 1938)

Hans Bernd Gisevius
(1904 - 1974)

Ludwig Beck
(1880 - 1944)

Georg Elser
(1903 - 1945)

Erich Kordt
(1903 - 1969)

Hans Oster
(1887 - 1945)

Fabian von Schlabrendorff
(1907 - 1980)

Rudolf-Chr. von Gersdorff
(1905 - 1980)

Axel von dem Bussche
(1919 - 1990)

Eberhard von Breitenbuch
(1910 - 1980)

Helmut Stieff
(1901 - 1944)

Claus v. Stauffenberg
(1907 - 1944)

* * * * * * *